



1938 - 1988



1938 - 1988

Vorwort



Der Verfasser der vorliegenden Jubiläumsschrift ist unser Ehrenpräsident Karl Klenk. Er gehört schon seit der Gründung zum Volkstanzkreis Zürich und ist heute noch aktiv mit dabei.

Die vergangenen fünfzig Vereinsjahre sind von ihm entscheidend mitgeprägt worden. Das wundert keinen, der Karls Begeisterung für den Volkstanz und dessen Ausbreitung im Lande und über die Grenzen hinaus kennt. Innerhalb des Kreises hat er jahrelang die begehrten Gedächtnisstützen verfasst und später – als Präsident und über dieses Amt hinaus – in den beinahe wöchentlich erscheinenden Mitteilungsblättern die Mitglieder über Wichtiges im Volkstanzgeschehen informiert. Dazu schrieb er manche wertvolle Abhandlung über Entstehen oder Neuentdeckungen schweizerischer und ausländischer Tänze und über diverse Volksbräuche.

Viele Tänze, unter anderen zahlreiche schwedische und schottische, hat er immer wieder selber instruiert und uns dabei auf die Reinheit der Figuren aufmerksam gemacht.

In seine siebzehn Amtsjahre als Präsident fällt auch die Einführung des jährlichen Volkstanzballes im Zürcher Kongresshaus. Dieses beliebte Fest führt bis heute alle Volkstanzbegeisterten von nah und fern zusammen.

Karls Wunsch, die gute Sache des Volkstanzes vom eigenen Kreis her weiter ausstrahlen zu lassen, kam sein jahrzehntelanges Wirken als Tanzleiter in verschiedenen Sing- und Tanzwochen entgegen.

(33 Frühlings Sing- und Tanzwochen im Lihn und in Wildhaus, 20 eigene Sommer Tanzwochen auf dem Kerenzerberg und in St. Moritz)

Auf seine Mitinitiative ist auch die Gründung der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise (1955) zurückzuführen. Der freundeidgenössischen Verbindung aller Tanzkreise diente das schwedische Muster, das bei den verschiedenen Begegnungen mit den schwedischen Gruppen kennengelernt worden war. Als Nachfolger des ersten Obmanns Willy Chapuis wirkte Karl Klenk zehn Jahre lang in diesem obersten Amt der ASV.

Ist der Volkstanz ein Jungbrunnen? Für unseren Ehrenpräsidenten kann diese Frage nur bejaht werden. Wer sich neben seinem Beruf derart für die Idee des Volkstanzes einsetzt und mit seinem ganzen Wesen dafür lebt, der bleibt im Geist jung und beweglich. Halten dann auch noch Herz und Füsse

im gleichen Takte mit, so kann von uns allen fröhlich gewünscht werden:
Auch du, Karl, sollst noch lange gesund und munter weiter tanzen dürfen,
wie dein geliebter Volkstanzkreis!

Beatrice Sprecher

Fünzig Jahre Volkstanzkreis Zürich

Klara Stern-Müller und *Ingeborg Baer-Grau* standen in Zürich als Patinnen an der Wiege des ältesten städtischen Tanzkreises der Schweiz, der 1938 seine ersten Statuten in Kraft setzte, bis heute als gefestigter Verein fünfzig Jahre lang frisch und jung blieb, und der noch lange Zeit gesund und munter weiter zu tanzen gedenkt!

Vorgeschichte

Der Volkstanzkreis Zürich ist indessen keineswegs plötzlich aus dem Nichts entstanden. Alfred Sterns Volksliedforschung und Louise Witzigs Tätigkeit als erste Sekretärin der in den Zwanzigerjahren unseres Jahrhunderts entstandenen Schweizerischen Trachtenvereinigung lagen ganz im Trend der Zeit. Volkslied, Volkstracht, Volkstheater, Volksmusik und Volkstanz drangen damals mehr und mehr ins Bewusstsein der Bevölkerung.

Wir wollen hier einmal die verschiedenen Quellen erwähnen, aus denen in unserer Zürcher Gegend die ersten muntern Volkstanzbächlein hervorsprudelten, die schliesslich vereint mit andern zum stattlichen schweizerischen Volkstanzstrom von 1988 anschwellen!

In Niederhasli wirkte zu Beginn unseres Jahrhunderts Inge Baers Mutter



Klara Stern, Willy Chapuis, Inge Baer

als Klavierlehrerin. Jedes Jahr führte sie zur Freude der Eltern ihrer Schüler ein «Musikexamen» durch, bei dem die angehenden Musikanten des Zürcher Unterlands von Winterthur und Bülach bis Dielsdorf im Wehntal ihr Können bewiesen. Diese beliebte Vorspielübung sollte einst durch eine Tanzvorführung in selbstgeschneiderten Biedermeierkostümen etwas aufgelockert werden. Was da getanzt wurde, war ein «Reigen» mit dem schönen Namen «Die Tulpenmädchen von Haarlem». Die Musiklehrerin erfasste natürlich sofort, dass es sich bei der verwendeten Cho-

reographie um arrangierte norddeutsche Volkslieder und Volkstänze handelte, von denen sie noch weitere aus ihrer eigenen Jugendzeit kannte. Sie übte daher in den folgenden Jahren mit ihren Musikschülern unverfälschte mecklenburgische und andere norddeutsche Volkstänze ein, wie z. B. Mudder Witsch, Bohnenpott etc.

Inge Baer kannte also schon früh, etwa seit 1910, echte Volkstänze, und auch Louise Witzig kam schon vor 1930 mit deutschem Volkstanz in Berührung, als sie eine Singwoche besuchte, die Alfred Rosenthal aus Leipzig auf dem Hasliberg durchführte. Es ist ein Glück, dass sich Klara Stern, Louise Witzig und Inge Baer schon in ihren jungen Jahren auch persönlich in verschiedenen Singwochen kennen lernten. Sie arbeiteten auf wundervolle Weise zusammen, und jede trug das ihre bei zu Studium, Erforschung, Rekonstruktion und Pflege des Volkstanzes.

Alfred Stern wirkte zwischen 1926 und 1929 als Musiklehrer in einem thüringischen Landerziehungsheim, und Klara Stern hatte in jener Zeit das grosse Glück, in Baden-Baden den berühmten Musik- und Tanzforscher Georg Götsch anzutreffen, der sich wie Rolf Gardiner intensiv mit englischen Kontratänzen («The English Dancing Master» by John Playford, London, 1650 bis 1728) befasste. Klara war hell begeistert und erinnert sich noch heute an die damalige Volkstanz-Erleuchtung, die alle Teilnehmer jener Kammermusik-Tagung ergriff.



Louise Witzig und Prof. Richard Wolfram beim Photographieren.

Von 1932 an gestaltete Alfred Stern in allen Gegenden der Schweiz seine beliebten Singtreffen und Singwochen, in denen Klara stets den dazugehörigen Volkstanz leitete. Sie musste mit beinahe leeren Händen beginnen, erarbeitete sich aber mit eisernem Fleiss nach und nach ein riesiges Wissen und Können. Man staunt, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die beiden zwischen 1932 und 1972 fünfundsechzig Singwochen mit Volkstanz durchführten!

Der noch statutenlose Zürcher Volkstanzkreis

(1929 bis 1938)

Das anfänglich sehr beschränkte Tanzprogramm der Volkstänzerinnen und Volkstänzer der Region Zürich bestand um 1930 aus einigen deutschen, englischen und nordischen Tänzen, die Klara Stern und Louise Witzig in ausländischen Singwochen und Kursen gelernt hatten, und aus dem, was die beiden eifrigen Tanzleiterinnen in der Schweiz bei ihren eigenen Singwochen und bei regionalen Trachtentreffen aller Art aufgefunden und rekonstruiert hatten. Gedruckt und käuflich lag damals auf Schweizergebiet kaum etwas Einheimisches vor.

Weiteres Tanzgut stammte von Gitarren- und Blockflötenlehrer Karl Rieper, der aus der sozialen Jugendbewegung hervorgegangen war und damals als Musiklehrer in Zürich und Aarau wirkte. Trotz seines krummen und verkrüppelten Beins unterrichtete er immer wieder Volkstänze, so z. B. 1929 und 1930 in der Turnhalle des Evangelischen Lehrerseminars Zürich-Unterstrass und später an der Volkshochschule Bern. In Karl Riepers gut besuchten Zürcher Kursen und unter ihren Freunden und Bekannten sammelte Klara Stern die geschicktesten Tänzerinnen und Tänzer und begann in Zürich einen Tanzkreis aufzubauen, der ursprünglich an zentral gelegenem Ort bei einem Mitglied der Gruppe an der Oetenbachgasse zu Übungsabenden zusammenkam. Man traf sich aber auch an den verschiedensten andern Orten, so z. B. im Reformhaus Müller am Rennweg, bei Kursen und Vorträgen in Unterstrass und Wipkingen, sowie im Pestalozzianum. Als etwas später die beiden Lohelandgymnastik-Lehrerinnen Gret Handloser und Hedi Hildebrand zur Gruppe gestossen waren, tanzte der Kreis in deren Übungsraum an der Schiffflände 22, im 2. Stock, nahe beim Limmatquai.

Karl Riepers Zürcherkurs lebte in Klara Sterns Tanzgruppe in erneuerter Form weiter, und aus Riepers Volkshochschulkurs in Bern ging nur wenig später der noch heute bestehende Volkstanzkreis Bern hervor. Schon wegen seines Hinkebeins hatte Gitarrenlehrer Rieper offenbar kein sehr leichtes Leben. Zum Glück verfügte er über einen starken Willen und über eine unverwüstliche Frohnatur. Ein Lungenleiden erforderte längere Kuraufenthalte, und schliesslich zog er von Bern nach Thun.



Die ersten Mädchen-Kostüme vor 1938

In den meisten Sing- und Volkstanzveranstaltungen Alfred Sterns und der Trachtenvereinigung arbeitete Inge Baer von Anfang an mit. Als geborene und ausgebildete Musiklehrerin wusste sie stets Rat in allen Musikbelangen, begleitete Gesang und Tanz mit feiner Einfühlung und half beim Zusammenspiel der Instrumente. Oft führte sie auch selbst überlegen das Szepter. Wie es beim Aufspüren weiterer Schweizertänze und Tanzmelodien zugeht, zeigt das Beispiel vom Alewander, der 1936 an einem Trachtenfest auf dem schönen Rigiberg auf andere Weise zu einer andern Musik getanzt wurde. Klara Stern und Louise Witzig merkten sich die Figuren und deren Reihenfolge und die Berufsmusikerin Inge Baer notierte sich an Ort und Stelle die Tanzmelodie.

Da sich bei solchen Anlässen gelegentlich zeigte, dass hübsche Volkstänze «falsch» getanzt oder «falsch» gespielt wurden (gleiche Figur zu verschiedener Musik, unrichtige Tonart, etc.), erkannte die Schweizerische Trachtenvereinigung recht bald, dass sie als verantwortliches Organ für ihre

Klara Stern, der Gründerin des Volkstanzkreises Zürich, und Louise Witzig, der ersten Sekretärin der 1926 ins Leben gerufenen Schweizerischen Trachtenvereinigung, standen anfänglich in ihren Kursen nur wenige Volkstänze zur Verfügung. So erklärt es sich, dass Klara den Teilnehmern an der Singwoche 1932 in Locarno-Monti den «Old mole» und deutsche Volkstänze vermittelte, und dass man in der ersten Trachten-Singwoche 1932 in Effingen mit Louise Witzig vorwiegend Grundschritte wie Polka, Kreuzpolka und Walzer übte und einfache Zusammensetzungen und Varianten dieser Formen. Im gleichen Jahr 1932 wurden in Rothenthurm der Gäuerler und der Vögelischottisch und bald darauf in Bouchs der Inner-schweizer Alewander «entdeckt». Die Suche nach weiteren Schweizertänzen konnte beginnen, und sie wurde in den folgenden Jahren ohne Unterbruch erfolgreich fortgesetzt.



Inge Baer mit Tochter Roswitha

singenden und tanzenden Gruppen nicht nur Liederbücher, sondern auch brauchbare Tanzblätter herausgeben musste mit richtig choreographierten Tänzen und mit korrekten Musiksätzen. Hier sahen Louise Witzig, Klara und Alfred Stern sowie Inge Baer ihre Aufgabe, und es war für den Tanzkreis eine grosse Freude, als von 1935 an die ersten Tanzblätter mit Schweizertänzen erschienen. Heute ist es für die Volkstänzerinnen und Volkstänzer eine Selbstverständlichkeit, dass die Schweizertänze gedruckt und käuflich vorliegen. Damals war das ganz anders, und die heutige Jugend macht sich keinen Begriff von der riesigen Arbeit, die mit der Herausgabe der ersten Blätter, des blauen, des grünen und des gelben Büchleins verbunden war.

All dies muss hier erwähnt werden, weil nicht nur die damals schon reichlich vorhandene Volksmusikliteratur (Gassmann, Aeschbacher, Metzger, ...) beigezogen und studiert wurde. Auch der Volkstanzkreis Zürich half mit beim Ausprobieren der Tänze und bei der Bereinigung von Unklarheiten.

Pflege des Volkstanzes

Die Volkstanzgruppe Klara Sterns übte also schon lange vor der eigentlichen Vereinsgründung 1938. Diese war fällig geworden, um im Hirschengrabenschulhaus ein Übungslokal zu bekommen. Zunächst genügte ein normales Schulzimmer, in dem vor jeder Probe die Schulbänke zur Seite geräumt werden mussten. Später durfte in eine der geräumigen Turnhallen

PROGRAMM

SCHWEIZ

Behlektanz	aus dem Appenzell	Instrumentalsatz von E. Aeschbacher
Alawander	Tanz für 8 Paare aus Engelberg	
Vögellachottisch	Paartanz aus Küsnacht am Rigi	
Zum Eisi wott i	Von J. G. Kuhn (1819) Bern	Gitarresatz von H. Leeb
Schönster Abeslärn	Volkslied aus dem Kt. Bern	Gitarresatz von A. Stern
Frisch fröhlich wend wir singen	Worte von H. R. Manuel (1548) Bern	Melodie von E. Höchle, Gitarresatz von H. Leeb
Allemanda	Kettenreigen für 8 Paare aus dem Unterengadin	
Dreifache Kreuzpolka	Paartanz a. d. deutsch. Schweiz, Melodie aus Brienzwilser	
Pour le bien fêter	Coraule de la Gruyère (Hochzeltstanz)	

GRIECHENLAND

Kalamathyanos	Tanzweise aus Kalames, Peloponnes	
Garufaliá	Volkslied (Rundtanz) v. Peloponnes	} Ins Deutsche übertragen von Heinr. Möller*)
Lebe wohl!	Volkslied, Peloponnes und Rumeli	
Pentosalis	Gleittanz aus Kreta	

DEUTSCHLAND

Hochzeitsmarsch	aus Ebensee	Instrumentalsatz von W. Hensel
Odenwälder Schlicker	Paartanz aus dem Odenwald, Hessen	
Mineth	Menuett für 4 Paare, aus dem Kuhländchen	
Birnbaum	Dreiertanz aus dem Kuhländchen	
Drei Laub auf einer Linden	Volkslied, 16. Jahrh. Satz J. L. de Langenaw	
Bin i net a Bürschle	Volkslied aus Schwaben	Instrumentalsatz von W. Hensel
Allemande	Doppel-Dreiertanz	} Ostpreussische Fischertänze aus Samland
Nicketanz	Tanz für 3 Paare	

ENGLAND

Kontra-Tänze aus dem 17. Jahrhundert:		
Erbsenpfücken	Reigen für beliebig Viele	
Master Sharp's Erbe	(Chelsea Reach) Viereck für Acht	
Meinem Lieb will ich schenken	Volkslied	} Ins Deutsche übertragen von Dr. Luise Frei
Dort nladen an jenem Bach	Volkslied	
Der Fuchs	Volkslied	
Schmetterling	Lange Reihe für beliebig Viele	
Schwarze Kunst	Reihe für Sechs	

DÄNEMARK

Doppel-Quadrille	für 8 Paare, von der Insel Alsen
Fünftehalbtour	Kreistanz für 4 Paare, aus Seeland

SCHWEDEN

Gutenberg Marsch	Instrumentalsatz von R. Heyden	
Schwedisch Schottisch	Paartanz	
Zwei Jämtpolska	Geigensatz von K. Törin	
Rüpelanz	(Oxdansen) Burschentanz	
Kristalle, die feinen	Volkslied	} Ins Deutsche übertragen von Heinr. Möller*)
Was ich am Tag auch tue	Volkslied	
Per Schweinehirt	Ballade	
Trällern	Kreistanz	

OESTERREICH

Hochzeitsmusik aus Südtirol:		
a) Kirchenmarsch	} Instrumentalsatz von V. Korda	
b) Tafelstück		
c) Kehraus		
Spinnradl	Paartanz aus Oberösterreich	Instrumentalsatz v. A. Stern
Wiener Walzer	Paartanz aus Oberösterreich	
Aufzugsmarsch	aus Niederösterreich	Instrumentalsatz von V. Korda
Bandltanz	aus Salzburgerisch Lungnau	

*) Aus: „Das Lied der Völker“ Edit. Schott

Instrumentalsätze zu den Volksstücken, wenn nichts anderes vermerkt, von Ingeborg Grau

umgezogen werden, wo der Kreis noch heute seine Übungsabende durchführt.

Das Vereinsziel war nach den ersten Statuten mit «Pflege in- und ausländischer Volkstänze» umschrieben. Grösster Wert wurde daher auf korrekte Körperhaltung, sowie Genauigkeit und Schönheit der Bewegungen gelegt. Die Haltung der Arme, Hände und Finger, ja sogar die Stellung der Zehenspitzen wurde eingehend diskutiert, vorgeschrieben und kontrolliert. Für Vorführungen wurden die Tanzpartner nach Postur und Grösse einander zugeteilt. Kein Wunder, dass damals die Volkstänze, ebenso wie die Vorträge des Volksliederchors «Maibaum», künstlerische Qualität aufwiesen und daher auch mit grossem Erfolg öffentlich vorgeführt werden konnten.

Eine der ersten Vorführungen nach der Vereinsgründung war die im «Kaufleuten»-Saal 1939. Der Zuschauerraum war voll besetzt, und der junge Tanzkreis brillierte mit einer ausgefeilten Glanzleistung auf der Bühne. Im gleichen Jahr 1939 fand man den neugegründeten Volkstanzkreis auch im Festumzug der denkwürdigen Zürcher «Landi» (Landesausstellung). Jede Stockung des Umzugs war willkommen und wurde zur Vorführung von Schweizerstänzen ausgenützt. Und ebenfalls im gleichen Jahr 1939 wagte der Kreis, obschon er mausarm war, auch schon seine erste grosse Reise ins Ausland.

Schweden war das Reiseziel! Die Mitglieder hatten nur einen kleinen Teil der Reisekosten selber zu bezahlen. Sie waren im übrigen als offizielle

Visum der Ortspolizeibehörde		Visum des kantonalen Patentamtes	
Das Patent ist in jeder Gemeinde während zu lassen:	Datum der Zahlung	Laufende No.	Bezug des Gültigkeit an:
Gemeinde Primis, am 11. März 1939, für die Ortspolizei: <i>Primis</i>	31. JAN 1939	0 9 9 8 4	3. 1. 31. 1939 — SCH 5,20
Gemeinde Primis, am 11. März 1939, für die Ortspolizei: <i>Primis</i>	15. MÄRZ 1939	0 9 4 5 8	3. 1. 18. 339 — SCH 5,00
Gemeinde Primis, am 11. März 1939, für die Ortspolizei: <i>Primis</i>	21. JUN 1939	2 2 2 2 2	3. 1. 18. 339 — SCH 5,00
Gemeinde Primis, am 11. März 1939, für die Ortspolizei: <i>Primis</i>	5. JULI 1939	2 2 2 2 2	3. 1. 18. 339 — SCH 5,00
Gemeinde Primis, am 11. März 1939, für die Ortspolizei: <i>Primis</i>	1. SEP 1939	4 4 5 6 7	3. 1. 18. 339 — SCH 10,00
Gemeinde Primis, am 11. März 1939, für die Ortspolizei: <i>Primis</i>	1. OKT 1939	2 2 2 2 2	3. 1. 18. 339 — SCH 5,00
Gemeinde Primis, am 11. März 1939, für die Ortspolizei: <i>Primis</i>	1. NOV 1939	2 2 2 2 2	3. 1. 18. 339 — SCH 5,00
Gemeinde Primis, am 11. März 1939, für die Ortspolizei: <i>Primis</i>	1. DEZ 1939	2 2 2 2 2	3. 1. 18. 339 — SCH 5,00

Zwei Seiten aus dem «Gewerbepatent» des VTKZ! Der Kreis war bettelarm. Er bezahlte beträchtliche Gebühren und unterstützte mit dem Erlös der Vorführungen Wohlfahrtsvereinigungen, Flüchtlinge etc. . . .

Samstag, den 18. März 1939, abends 8 Uhr

Nationaltänze Volkslieder und Volksmusik aus sieben Ländern Europas

Schweiz, Griechenland, Deutschland, England,
Dänemark, Schweden, Oesterreich

Altüberlieferte Kreis- und Kettenreigen, Kontratänze, Paartänze
Tanzlieder, Balladen, Liebeslieder
Spiel- und Tanzmusik, Aufzugs- und Hochzeitsmärsche

Ausführende:

Volkstanzkreis Zürich

Leitung: **Klara Stern**

unter-Mitarbeit von **Gret Handloser** und **Hedf Hiltébrand**
(Loheland-Gymnastik)

Tanzmusikleitung: **Ingeborg Grau**

Alfred Stern, Bariton

Hermann Leeb, Gitarre

Ingeborg Grau

Margrit Isele

Emilie Scheer

} Geige

Magdalena Trüdinger, Geige u. Bratsche

Walter Trüdinger, Cello

Franz Hruban, Kontrabass

Eintrittspreise: Fr. 4.40, 3.30, 2.20, 1.10 (inklusive Billetsteuer)

Jugendgruppen bei kollektiver Anmeldung Fr. —.55 an der Abendkasse
(Kassaöffnung 7 1/2 Uhr)

Vorverkauf: Hug & Co., Limmatquai 26—28, Zürich, Tel. 2 68 50 und
Genossenschaftsbuchhandlung, Volkshaus, Tel. 3 49 92

Das Programm



1939: In Itznach-Küsnacht bei der Vorbereitung der Schwedenreise.

Delegation der Schweiz freigehalten, woraus man erkennt, wie angesehen der Volkstanzkreis Zürich damals war.

In Berlin wurde bei Bekannten übernachtet, und die Nacht war tatsächlich stockdunkel, denn die Nationalsozialisten probten bereits ihre «Verdunkelung»! Die normalerweise eher unpolitischen und friedfertigen Volkstänzerinnen und -tänzer aus der Schweiz erlebten hier schockartig das schauerliche und unbestimmte Grollen eines heraufziehenden Krieges!

Im sonnigen und sommerhellen Stockholm aber genossen sie dann eine innige

und hoffnungsvolle Gemeinschaft der «Tanzjugend» aller Länder und Völker, die das erlebte Dunkel vergessen liess. Von politischen Gegensätzen war bei den Umzügen und Grossveranstaltungen nichts zu spüren. Stolz wie alle andern Nationen aus Ost und West zog der Tanzkreis Zürich als «die Schweiz» im Stockholmer Riesenstadion ein. Inge Baer marschierte geigespielend voraus. Dann folgte unser Fähnrich und Fahنشwinger flankiert von zwei Ehrendamen in Wehntalertracht und dahinter das kleine, mutige Häuflein! Dann tanzten auf Plätzen, in Parkanlagen, im Stadttheater und im Stadthaus die Engländer, die Schotten und die Franzosen friedfertig mit den Osteuropäern, den Deutschen, den Polen, den Esten und Letten. Gemeinsam wurde gesungen und musiziert, und die Hakenkreuzfahne flatterte friedlich wie alle andern im Wind. In flammenden Reden aber beschwören die besser informierten Festredner die in Schweden versammelte Jugend aller Völker Europas, und flehten mit eindrücklichen Worten, man möge sich doch ja überall und mit aller Kraft für die Erhaltung des Friedens und für die Verständigung der Völker und den gemeinsamen Fortschritt einsetzen. So, wie hier in Stockholm die Jugend könnten und sollten doch auch in ganz Europa die verschiedenen Nationen harmonisch und in Eintracht miteinander leben!



Einzug der Schweizerfahne im Stadion von Stockholm 1939. K. Klenk mit Ehrendamen!

Kriegs- und Nachkriegszeit

Während des Krieges von 1939 bis 1945 trafen sich die Tänzerinnen des Volkstanzkreises Zürich zum Stricken von Socken für die im Aktivdienst weilenden Tänzer. Der volle Tanzbetrieb konnte erst gegen das Ende der Kriegszeit wieder aufgenommen werden, und er war in mancher Hinsicht ganz anders als heute!

Oft war es nicht möglich, den beliebten schwedischen Webertanz, die Västgötapolska oder Ränningen zu tanzen, weil keine sechzehn Leute in der Probe anwesend waren. An sonnigen Samstagnachmittagen fand man den Tanzkreis gelegentlich beim Segeln auf dem Zürichsee, wobei endlose und spannende Diskussionen über Volkstanzprobleme geführt wurden. Der «Burschenmangel» war in dieser ersten Zeit ein heisses Problem. In einem hübschen mit Zeichnungen verzierten Rundschreiben an die Tänzerinnen lesen wir u. a.: «Unsere schöne Sache verdient es, dass wir uns kräftig für sie einsetzen. Also, liebe Volkstänzerinnen, macht Euch ans Werk! Auf Euern Charme, auf Eure Werbekraft sind wir angewiesen. Ermuntert Eure Freunde, Eure Bekannten, gemeinsam mit Euch unsere Veranstaltungen zu besuchen.» Solche Aktionen sind inzwischen überflüssig geworden, denn der Zürcher Tanzkreis zählt heute rund dreissig aktive Tänzer und ebensoviele aktive Tänzerinnen.



Der Volkstanzkreis Zürich mit den neuen Trachten 1938 auf dem Lindenhof, Zürich. NB. Nach einem aufsehenerregenden Umzug durch die Stadt!

In der Kriegs- und Nachkriegszeit waren ausländische Tanzbeschreibungen im Fachhandel nicht mehr erhältlich. Daher wurden für alle Mitglieder «Gedächtnisstützen» hergestellt, was später seine Fortsetzung fand in den «Mitteilungsblättern» des Tanzkreises. Beinahe in jeder Tanzprobe lag ein neues Mitteilungsblatt vor. Manchmal waren es sogar mehrere mit Kreisnachrichten, mit Abhandlungen über Volkstanzfragen, mit Meldungen aus dem In- und Ausland. All dies Material befindet sich heute in der Bibliothek des Volkstanzkreises Zürich.

Die stets angenehme Tanzkreisgemeinschaft wurde nur selten durch Ansichten gestört, über die wir uns heute sehr verwundern. So schlug einst ein Mitglied allen Ernstes vor, wer verheiratet oder mehr als fünfundzwanzig Jahre alt sei, der müsse aus dem Kreis austreten, denn das Volkstanz sei doch ausschliesslich für die Jugend! Dass es sich hier tatsächlich um ein «ernstes Problem» handelte, erlebte auch Hannes Wirth noch in den Siebzigerjahren. Als er nämlich für einen Anlass das schönste und weit herum berühmte Hierig-Tanzpaar Koch-Ruesch aus dem Appenzellerland einladen wollte, bekam er zur Antwort, diese beiden Leute seien nun verheiratet und könnten daher leider nicht mehr öffentlich auftreten. Auch weiss man, dass in gewissen Gegenden des Wallis noch heute eine ähnlich strenge Sitte herrscht, die den Verheirateten nur das Tanzen am sogenannten «gheirate Ball» erlaubt. Man beriet im Tanzkreis also lange hin und her, bis jemand vorschlug, den Kreis aufzuteilen in einen aktiven Jugendkreis und einen mehr beschaulichen Seniorenkreis. Doch Leitung, Musikanten und Lokale

waren nicht so leicht für zwei Kreise zu beschaffen. Erst viel später, als neben den Zusammenkünften des Tanzkreises ein regelmässiger Kursbetrieb aufgebaut war, obsiegte die folgende heute noch gültige Regelung:

In den Kreis werden vor allem junge Tänzerinnen und Tänzer eingeladen, ältere aber eher auf die das ganze Jahr laufenden Ausbildungskurse verwiesen. Wer Kreismitglied geworden ist, soll im Kreis so alt werden dürfen, wie er will und kann!

An allererster Stelle stand statutengemäss immer die «Qualitätsarbeit» am ursprünglich recht beschränkten Tanzprogramm. Die Zahl der öffentlichen Auftritte aber war verhältnismässig gross. Sie können hier gar nicht vollständig aufgezählt werden. Auf einige besondere Ereignisse sei aber doch kurz hingewiesen.

Bei vielen Umzügen und Aufmärschen des Zürcher Tanzkreises im In- und Ausland marschierte in der Regel Inge Baer geigespielend voraus, und nicht nur die Geige spielend! Mehrmals bediente sie sich auch der Trommel. So ist z. B. verbürgt, dass sie im September 1925 am Trachtenfest in Bern als schneidige Trommlerin die Wehntaler anführte!

Obwohl der Tanzkreis in den ersten Jahren selber kein Geld besass, veranstaltete er, meist zusammen mit dem Volksliederchor «Maibaum», Vorführungen zugunsten wohltätiger Institutionen (Rotes Kreuz, Flüchtlingshilfe, ...). Auch wagte der junge Kreis 1938 einen Umzug durch die Stadt



Im Wald bei Zürich-Witikon (ca. 1940)

und hinauf zum Lindenhof, wo getanzt wurde, um – was heute undenkbar ist – Geld für den Verein zu sammeln. Der kulturbewusste Vereinsvorstand hatte auch ein Gesuch um Unterstützung an die Trachtenvereinigung gerichtet, und der witzige Herr Dr. Laur hatte seinen abschlägigen Bescheid mit der vielsagenden Bemerkung verbunden, der Zürcher Tanzkreis habe ja Gold in den Beinen, er könne sich leicht das Geld ertanzen, das er benötigt!

Im Herbst 1942 trat der Volkstanzkreis Zürich erstmals gemeinsam mit dem berühmten Volksliederchor «Maibaum» im Hof des schweizerischen Landesmuseums an die Öffentlichkeit. Dies erste Zusammenwirken von Lied und Tanz am 9. September, unter freiem Himmel und in romantischer Umgebung, fand so grossen Anklang, dass eine Tradition entstand, die viele Jahre lang durchgehalten wurde. Das Programm umfasste Lieder und Tänze aus verschiedenen Regionen der Schweiz oder Lieder und Tänze aus verschiedenen Ländern Europas. Gesang, Musik und Tanz standen immer in enger Beziehung zu einander.

Diese Aufführungen im Hof des Landesmuseums fanden von 1943 an jeweils zur Zeit des längsten Tages statt und erforderten jedesmal einen grossen Einsatz. Vom Gartenbauamt mussten Sitzbänke für die Zuschauer und Konzertbesucher herbeigeschafft, aufgestellt und nach dem Fest wieder abgeliefert werden. Mit Rechen und Schaufeln, eine beträchtliche Staubwolke erzeugend, wurde am frühen Samstagnachmittag ein genügend grosser Tanzplatz vom Kies befreit. Wenn dann am Abend unglücklicherweise ein Gewitter mit Wind und Regen aus dem Limmattal heraufzog, dann war die ganze Schwerarbeit umsonst getan! Alles musste aufgeräumt und rückgängig gemacht werden! Und die Vorführung wurde in den Saal der Kunstgewerbeschule verlegt.

Das enge Zusammenwirken mit dem Volksliederchor hatte noch andere Auswirkungen auf den Tanzkreis. Da mehrere Personen Mitglied in beiden Vereinen waren, wurden ursprünglich bei Zusammenkünften, später sogar auch in den Pausen der Tanzproben fröhliche Lieder gesungen. Die sechs «Pflichtlieder» aus dem «Liedermeie», die jeder auswendig mit allen Strophen singen konnte, waren die Lieder 85, 196, 198, 201 und 233, sowie 18 aus der Beilage. Ausserdem kamen die Streicher des Volkstanzkreises vor jeder Probe mit Inge Baer am Seilergraben zum Üben zusammen.

Trachtenprobleme

Die Tänzerinnen trugen von Anfang an bei Festlichkeiten und öffentlichen Auftritten ihre verschiedenen Schweizertrachten. Wenn dann gelegentlich in einem Programm nach den Schweizertänzen noch welche aus dem Ausland gezeigt wurden, mussten sich die Tänzerinnen vorher in aller Eile umziehen. Sie hatten sich für alle fremden Tänze farbenfrohe Allerweltstrachten geschneidert und kunstvoll mit Verzierungen bestickt.

Lange Beratungen waren nötig, bis Albert Krautter für die Burschen braune Kniehosen schneiden konnte, zu denen für Schweizertänze das rote Gilet getragen wurde, zu ausländischen Tänzen aber lose flatternde Westen in den zarten Pastellfarben braun, blau oder grün, die bestens zu den Phantasietrachten der Tänzerinnen passten.

Als der Tanzkreis 1939 nach Schweden reiste, mussten die Burschen ohne Kittel auskommen, da sie ja nur ihr rotes Schweizergilet besaßen. Sie erkannten, dass auch die Männertracht von Kopf bis Fuss vollständig sein muss!

Reisen

Als das Automobil im Lauf der Nachkriegsjahre immer stärkere Verbreitung fand, reisten auch die Tanzkreismitglieder vermehrt mit ihren privaten Fahrzeugen und auf eigene Faust in die Ferien. Damit verschwanden nach und nach die vorher so beliebten gemeinsamen Ferienreisen des Volkstanzkreises, die meist mit dem Besuch eines Tanztreffens oder einer ausländischen Volkstanzgruppe verbunden waren. Da man bei den befreundeten ausländischen Gruppen immer sehr grosszügig beherbergt wurde, musste natürlich auch Gegenrecht gehalten werden.

Zweimal, 1948 und 1951, beherbergten wir die Schweden und organisierten für sie einen Auftritt im Hof des Landesmuseums und eine Reise durch unsere Alpenwelt bis hinauf auf den Gornergrat, auf den Rigiberg und auf den Uetliberg. Dabei lernten wir, dass bei solchen Gruppenbesuchen und Gegenbesuchen die Rechnung dummerweise nie aufgeht. Die einen Kreismitglieder, vor allem die jungen und unabhängigen, geniessen die Auslandsreisen, und die ältern, verheirateten empfangen und bewirten dann – wie es sich auch gehört – die Gegenbesuche! Die ins Ausland reisende Gruppe ist meist klein, und die zu Besuch kommende ist dann beträchtlich grösser! Man war bei ganz bestimmten, netten Leuten zu Gast und hoffte, diese im kommenden Jahr bei sich begrüssen und beherbergen zu können. Doch ach, die erwarteten Freunde sind beim Gegenbesuch nicht dabei, und an ihrer Stelle kommen ganz andere Leute! All dies musste man erleben und was der Ungereimtheiten mehr sind! Alle Probleme wurden aber stets grosszügig gelöst.

Als z. B. «Le Groupe Folklorique du Pays de Bresse» 1952 bei uns war und eine «Soirée» im Rigiblick durchgeführt wurde, bezahlte der damalige Kreispräsident Ernst Zürcher ohne mit der Wimper zu zucken die recht beträchtlichen Kosten für die grosse Gruppe ganz allein aus seinem eigenen Sack!

Wir erkannten, dass es viel besser ist, im Ausland organisierte Volkstanzkurse zu besuchen, bei denen jeder die durch ihn entstehenden Kosten an Ort und Stelle selbst bezahlen kann, und wir organisierten, unabhängig



Der Volkstanzkreis Zürich in Aktion

vom Volkstanzkreis, schweizerische Volkstanzkurse auf dem Kerenzerberg und später in St. Moritz, an denen sich auch ausländische Volkstänzerinnen und Volkstänzer beteiligen können.

Die wichtigsten Tanzkreis-Reisen, von denen vieles zu erzählen wäre, seien hier wenigstens kurz erwähnt. Wer dabei war, wird sich lebhaft erinnern! 1948 kam «Brage Gille» aus Schweden nach Zürich, und der Tanzkreis reiste 1949 mit der Schweizerischen Trachtenvereinigung nach Venedig, 1950 nach Schweden. Vor und nach dieser Reise nach Dalarna, Leksand, Orsa, Mura und Rättwick lernten die Kreismitglieder eifrig Schwedisch bei Frau Rufenacht! 1951 kamen die Schweden wieder in die Schweiz. Als wir in Arth-Goldau die Rigibahn bestiegen, begannen ihre Spielleute zu spielen. Und sie hörten nicht auf zu musizieren, als sie an der Kulmstation den Bahnwagen verliessen, auch nicht, als sie gemütlich zum Berggipfel hinaufwanderten und auf steinigem Pfad wieder hinunter bis Rigi-Kaltbad!

Jahr für Jahr unternahm der Tanzkreis seine gemeinsame Auslandsreise. 1952 traf er in Joncy, Burgund, die französische Tanzgruppe von M. Dureault und die schwedische Bertil Lundbergs. Der Zürcherkreis besuchte 1953 eine Sing- und Tanzwoche, die hoch oben auf einer Alp bei Bischofshofen, im Mandelwandhaus, durchgeführt wurde, und gleichzeitig weilten andere Kreismitglieder bei grossen Folkloreatlässen in Biarritz und Pamplona. 1954 trafen wir während eines Kurses in Mauterndorf, Österreich,

Gruppen mehrerer Länder, so z. B. Frankreichs (Mme et M Aristow) und Schwedens.

Es folgten dann 1955 gemeinsame Reisen nach Sonderburg, Neustadt/Holstein, Lillsved und Stockholm, 1956 nach Montpellier und in die Pyrenäen, 1957 nach Zweisimmen zum Treffen mit den kennengelernten Schweden, Franzosen und Belgiern, ... 1958 nach Diest zur Weltausstellung in Brüssel und nach Holland, 1959 nach Rotholz, wo Professor Karl Horak in einem prächtigen Schloss am Eingang zum Zillertal seine Kurse durchführt, 1960 wieder nach Montpellier und Perpignan zur Sardane, 1961 nochmals zu Professor Horaks Kurs in Rotholz, 1962 zum deutschen Kurs im Schloss Stettenfels bei Heilbronn, 1963 zum Kurs in Lambrecht/Pfalz, 1969 nach Norddeutschland (Hochwacht) und Schweden, 1970 zum Cap Ferret und nach Mimizan in Südfrankreich, und schliesslich 1975 nach Reggio di Calabria zu Bea Sprecher und zur Tarantella!

Die Erweiterung des Vereinsziels

Von Zeit zu Zeit konnten neue Tänzerinnen und Tänzer für den Verein gewonnen werden. Da diese Anfänger aber meist ganz ohne Vorkenntnisse waren, mussten sie sorgfältig angeleitet und in jede Einzelheit eingeführt werden. Im Tanzkreis begann daher die mühsame Aufbauarbeit immer wieder ganz von vorne. Da wurde beschlossen, für Volkstanzinteressenten Anfängerkurse zu organisieren und nur noch Leute mit Vorkenntnissen in den Kreis aufzunehmen. Schon vor 1950 bot der Kreis solche Kurse an. Die Teilnehmer waren begeistert und wollten beisammen bleiben. Ein «B-Kreis» entstand. Dieser wurde aber 1951 wieder aufgelöst, d. h. mit dem «A-Kreis» verschmolzen.

Am 3. Dezember 1951 beschloss der Tanzkreis, seinen Vereinszweck zu erweitern. Nicht nur die *Pflege*, sondern auch die *Verbreitung* des Volkstanzes sollte fortan das Vereinsziel sein. Dieser Beschluss hatte einschneidende Folgen.

Die Zahl der Ausbildungskurse wurde vermehrt, die Zahl der Vorführungen aber ging mehr und mehr zurück. Sehr erfreuliche Vorführungen hatten den Volkstanz bekannt gemacht, so z. B. die im Landesmuseum, im Beckenhof, im Plattengarten, im Muraltengut, im Kongresshaus, ... Sinnvoll waren auch die Auftritte im Sanatorium Wald, im Waidspital, im Pfrundhaus, in der Rudolf Steiner Schule, ...

Weniger erfreulich waren aber stets die Veranstaltungen, bei denen der Tanzkreis nur eine einzelne «Nummer» in einem fremden Programm bestreiten musste. Gelegentlich war er auf 21 oder 22 Uhr bestellt, musste dann aber in den Kulissen bis gegen Mitternacht auf seinen Auftritt warten, wobei er zu allem Überdross noch feststellte, dass sein Beitrag im Grunde

gar nicht zum übrigen mehr oder weniger frivolen Programm passte. Daher wurde beschlossen, nie mehr in fremden Programmen mitzuwirken.

Leider muss aber in diesem Zusammenhang festgestellt werden, dass mit dem Wegfall der öffentlichen Auftritte auch die Anstrengung nachliess, alle Tänze sorgfältig und «bühnengerecht» auszuführen. Auf regelmässige Abstände von Paar zu Paar, auf Stilfinessen und gute Körperhaltung wurde viel weniger geachtet als früher. Aus einem mehr künstlerischen wurde mit den Jahren nach und nach ein Tanzen zum «Plausch», das vor allem den Tanzenden selbst und weniger einem zuschauenden Publikum Spass macht. Volkstanz wurde zum Tanz fürs Volk und zum Tanz des Volks.

Was alles vom Volkstanzkreis Zürich ausstrahlte

Da ist zuerst die Gründung der *Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise* zu erwähnen. Zürich regte ein Treffen mit dem Berner Tanzkreis an, worauf sich die beiden ältesten Tanzkreise der Schweiz erstmals 1943 und anschliessend bis September 1951 in unregelmässigen Abständen noch dreimal an Wochenenden auf dem Herzberg begegneten. Dabei wurde immer dringender der Wunsch geäussert, jedes Jahr im Frühling ein allen Volkstänzern zugängliches Tanzfest zu veranstalten.

Die erste Zusammenkunft dieser Art fand im Mai 1952 in der Sportschule Magglingen statt, und die festlichen Frühlingstreffen der Tanzkreise wurden von diesem Jahr an zur festen Tradition, denn gleichzeitig konnten



Erstes Frühlingstreffen in Magglingen 1952: «Halbe Kette»

auch die Statuten des schweizerischen Dachverbands, der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise (ASV) und ein Turnus für die Organisation der grossen Treffen erarbeitet werden. Der Volkstanzkreis Zürich ist stolz auf die Tatsache, dass die Entstehung der ASV auf seine Initiative zurückgeht.

Nach den ersten Frühlingstreffen beklagten sich aber unsere Tänzerinnen bitter über die zürcherischen Tänzer, die es gewagt hatten, mit Tänzerinnen anderer Kreise zu tanzen, während eigene sitzen blieben! Ihnen wurde eindringlich ans Herz gelegt, fremde Tänzerinnen erst dann zu engagieren, wenn alle Zürcherinnen zum Tanz aufgefordert worden sind! Da heute der Burschenmangel beinahe in allen Kreisen überwunden ist, können wir über diese weltbewegenden Auseinandersetzungen lachen!

Die Frühlingstreffen beleben den Tanzbetrieb in allen Tanzkreisen der Schweiz, und jedermann freut sich auf dies alljährlich wiederkehrende Tanzfest. Jeder organisierende Kreis schlägt fürs Tanzprogramm seine Lieblingstänze und die aus seiner Region vor, unter denen sich auch immer einige befinden, die in andern Kreisen unbekannt oder nur wenig bekannt sind. Alle Kreise werden durch diese Sachlage immer wieder gezwungen, «neue» Tänze zu erlernen, wodurch das Tanzrepertoire der Kreise immer grösser und grösser wird. In den Gründungsjahren bestand ein Mangel an Tänzen, heute beklagen wir den kaum zu bewältigenden Überfluss!



Auf dem Weissenstein (Frühlingstreffen 1953)



Frühlingstreffen Basel (Mustermesse 1955)

Die Frühlingstreffen, das war die ursprüngliche Absicht, sollten schweizerische Tanzfeste mit vorwiegend schweizerischem Tanzprogramm sein, denn wir hatten erkannt, dass wir im In- und vor allem im Ausland nur mit unsern eigenen Tänzen «etwas sind»! Es hat sich aber im Lauf der Jahre ergeben, dass an den Frühlingstreffen hälftig in- und ausländisch getanzt wird, wie dies auch in den einzelnen Tanzkreisen der Fall ist.

Vom Volkstanzkreis Zürich, der auch der Schweizerischen Trachtenvereinigung und dem Kantonalzürcher Trachtenverband kollektiv angeschlossen ist, ging ein starker Einfluss auf den Tanzbetrieb der schweizerischen Trachtengruppen aus. Im «Rigiblick» Zürich überreichte Louise Witzig 1962 den «goldenen Tanzschuh» ihrem Nachfolger Hannes Wirth, der damit schweizerischer Volkstanzleiter wurde. Dieser initiative Tanzleiter aus unserem Kreis, der von allen Teilen des Landes freudig akzeptiert wurde, förderte mit grosser Durchschlagskraft die Herausgabe der von allen Gruppen hoch geschätzten Schallplatten mit Schweizertänzen und den Druck der dazugehörigen Mäppchen mit Musiknoten und Tanzbeschreibungen. Er verfasste einen Leitfaden zur Gestaltung von Polonaisen und führte die beliebten Fiescher Tanzwochen ein, die mit gegen siebenhundert Teilnehmern reibungslos über die Bühne gingen. Unvergessen sind seine grossen Polonaisen, und zwar nicht nur die in der römischen Arena von Vindonissa, sondern auch die von Volkstanzfesten in Freiburg und Zürich, sowie an den festlichen Volkstanz-Bällen.

Vereinsanlässe

Denkwürdige Anlässe, erlebnisreiche Wochenendkurse, Hochzeitsfeste und Ausflüge unterbrachen immer wieder den normalen Probenbetrieb. Als einst Herr Prof. Dr. Richard Wolfram, Wien, von der Schweizerischen Trachtenvereinigung zu einem Grundsatzvortrag nach Zürich eingeladen worden war, zeigte uns dieser grosse Fachmann im «Muggebühl» die Finessen der schwedischen Tänze. Herr Prof. Jülg arbeitete mit uns im Lavaterschulhaus. Gretel und Paul Dunsing, Rivka Sturmann, Marinette Aristow und andere Grössen sorgten im Hirschengraben für Abwechslung und beehrten uns mit ihrem Besuch. Im Jahr 1971 unterrichteten Renate und Christian Wirth, die in Schottland Kurse besucht hatten, sehr intensiv schottische Tänze.

Als unser Kreis noch nicht so viele Mitglieder zählte wie heute, konnte er sich auch gut in den Wohnungen und Gärten der einzelnen Tänzerinnen und Tänzer versammeln. Man wusste daher von jedem Mitglied, wo und wie es wohnt. Erinnert sei an Zusammenkünfte, Hausbälle und Weihnachtssingen bei Inge Baer in Dübendorf, bei Klara Stern in Zürich und Itschnach, bei Heidi und Albert Nauer in der Altstadt, bei Maria und Karl Klenk und bei vielen andern Mitgliedern.

Einmal, 1951, besuchte der Tanzkreis Dr. Burkhardts in Solothurn. Diese



Am ersten Volkstanz-Ball 1961. Schwedischer Webertanz mit Doris und Hannes Wirth als Springpaar.



Tanzkreis Jubiläum auf dem Stoos 1958

ehemaligen Mitglieder hatten dort einen Tanzkreis gegründet. Der bekannte Autor Josef Reinhart, der gleichzeitig mit uns eingeladen war, erzählte uns auswendig eine seiner schönsten Novellen.

Hanny Peter veranstaltete 1953 ihr erstes Hausfest auf dem Etzliberg, Thalwil, und als 1954 die Kirschen reif waren, versammelte sich der ganze Zürcher Volkstanzkreis auf ihrem Kirschbaum!

Doch, welch ein Gegensatz zu all den schönen Erlebnissen! Es lässt sich auch Kriminelles in den vergilbten Akten finden. Beim langjährigen Vereinskassier Hugo Drotschmann wurde eingebrochen, doch der freche Räuber fand zum Glück das Geld des Kreises nicht! Auch bekam der Vorstand nach einer grössern Festlichkeit 1957 in Romanshorn mit dem Gericht zu tun, denn die Veranstalter wollten sich um ihre Verpflichtungen drücken! Zwanzig Jahre Volkstanzkreis wurde 1958 mit einer einmaligen Schnitzelbank von Doris und Hannes Wirth und mit vielen andern Produktionen sowie einer Wanderung gefeiert.

Die vielen gemeinsamen Ausflüge, die das Vereinsleben stets sehr bereicherten, können hier nicht alle erwähnt werden. Schon ganz am Anfang, 1945, steht ein Skilager in Mathon, und 1950 folgte ein Skiwochenende im Toggenburg, 1952 ein Fest auf dem Altberg. Wanderungen zu Fuss und mit dem Fahrrad führten auch an den Vierwaldstättersee, auf den Hasenberg, die Lägern, die Forch, ins Welschland zu Péclards, durch den Teufelskeller zum Egelsee, zum Hallwilersee, auf den Homberg, nach Wildeggen, ...

Inge Baer organisierte 1963 denkwürdige gemeinsame Ferien in der «Kaffeemühle», d. h. in einem alten Walmdachhaus des Gantrischgebiets.

Viele Kreismitglieder verbrachten 1967 und 1970 ihre Sommer- oder Herbstferien gemeinsam bei Erich Fischer in Samaden. Ernes luden 1971 zu Wanderferien an den Lac de Joux. Im August 1975, nach der Calabrien- und Sizilienreise, fand man den Kreis zu Besuch in Stuttgart und 1977 bei Hofers in Küsnacht. Wer dabei war, kann beim Lesen dieser Zeilen manche persönliche Erinnerung auffrischen!

Seither, in der jüngeren Vergangenheit, fanden mehrere wohlgelungene Wochenendausflüge ins Appenzellerland, ins Höhrrohnggebiet, nach Hoch-Ybrig und Savognin statt, jedesmal vorbildlich organisiert von Aebersolds, Singers, Dubachs, Lamprechts und andern treuen Mitgliedern des Tanzkreises.

In den allerletzten Jahren wurde es auch üblich, sich vor den Sommerferien in Bleikers Wundergarten zu treffen und nach dem Ball im Winter zum gemütlichen Fondue-Essen auf dem Uetliberg.

Fünfzig Jahre jung

Der Volkstanzkreis Zürich lebt in Wirklichkeit, wenn man auch die Vorgeschichte berücksichtigt, seit bald siebzig Jahren! Als gefestigter Verein mit Statuten und Vorstand besteht er seit 1938 und ist heute noch so jung wie am ersten Tag!

Einst, am Meeresstrand in Südfrankreich, sammelten die Kreismitglieder kleine, weisse, schwarze und farbige Steinchen, und die künstlerisch sehr begabte Renate Wirth-Berlepsch gestaltete daraus im Sand ein prächtiges Mosaik, das ein Tanzpaar darstellte, ähnlich wie das auf unserm Tanzkreis-Signet. Bevor die Flut alles wieder zerstören konnte, wurde das Kunstwerk fleissig photographiert, und dazugeschrieben, was wir in einer französischen Volkstanzsammlung als Motto gelesen hatten:

Rien n'est plus jeune qu'une vieille danse!

Karl Klenk
(Ehrenpräsident)

Nachwort

Klara Stern war ursprünglich ganz allein die Leiterin des Tanzkreises Zürich. Mit den Statuten wurden 1938 weitere Ämter eingeführt. Nach und nach amtierten auch Hilfsanzleiter, und heute verfügt der Kreis über eine grosse Zahl von fähigen Tanzpädagogen.

Die ersten Tanzkreispräsidenten waren Dr. Fritz Bachmann, Albert Krautter, Fred Vogel und Dr. Sämi Wyder.

1951 wurde Ernst Zürcher gewählt. Nach einem Jahr, d. h.

1952 Max Fumasoli. Er amtierte 2 Jahre.

1954 Margrit Hunziker 5 Jahre.

1959 Karl Klenk 17 Jahre.

1976 Roland Galley 9 Jahre.

1985 Oskar Heiniger bis heute, Jubiläumsfest, 3. September 1988, und hoffentlich noch lange Zeit!

Karl Klenk

Die Grüne

Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift



Glück und Segen im neuen Jahr!

Schweizerische Landwirtschaftliche Zeitschrift „Die Grüne“

HERAUSGEGEBEN VOM SCHWEIZERISCHEN LANDWIRTSCHAFTLICHEN VEREIN

REDAKTION

8006 Zürich 3. Oktober 1966
Clausiusstrasse 65 Tel. (051) 47 76 80

Herrn
Karl Klenk
Lehrer
Holzmatt 15
8953 Dietikon

Sehr geehrter Herr Klenk,

Mit Freuden vernahmen wir von der Schweiz. Trachtenvereini-
gung, dass Sie sich bereit erklärt haben, für "Die Grüne" einen Aufsatz
mit Bildern über den Volkstanz in der Schweiz zur Verfügung zu stellen.
Für Ihre Mitarbeit danken wir Ihnen zum voraus bestens. Wir beabsichti-
gen, diesen Beitrag Ende Dezember 1966 zu veröffentlichen. Ist es Ihnen
möglich, uns Ihr Manuskript bis 30. November 1966 zu senden? Ihr Bei-
trag darf ungefähr 10 Maschinenseiten umfassen. Es ist sehr erwünscht,
wenn er mit Bildern (Photographien oder Dias) bereichert werden kann.

Selbstverständlich werden wir Ihnen Ihren Beitrag honorieren
Für weitere Auskünfte stehen wir Ihnen jederzeit gerne zur
Verfügung.

Nachdem der Unterzeichnete früher auch einmal im Volkstanz
tätig war, freuen wir uns, hierüber in der "Grünen" wieder einmal berich-
ten zu können.

Mit nochmaligem bestem Dank
und freundlichen Grüßen

REDAKTION DER „GRÜNEN“

K. Pfenninger

Kurt Pfenninger dipl. Ing. Agr.

Tänze der Heimat

Der Volkstanz lebt!

Wer am 25. September 1966 die riesige Schar der schweizerischen Tänzerinnen und Tänzer im grünen Rund der römischen Arena zu Vindonissa aufmarschieren und tanzen sah, der wird nie mehr behaupten, der Volkstanz werde bei uns nur mühsam durch einige weltfremde «Volkskundler» und «Theoretiker» am Leben erhalten. Nein, der schweizerische Volkstanz lebt im ganzen Volk, zu Stadt und zu Land, in allen Volksschichten, auch wenn er naturgemäss nie jedermanns Sache sein wird. Wie strahlten die Gesichter vor echter Freude, wie leuchteten die farbenfrohen Trachten im goldenen Glanz der Herbstsonne!

Mass und Wert

Was dem unvoreingenommenen Beobachter zuerst und am eindrucklichsten auffällt, das ist die im Volkstanz herrschende *Ordnung*. Bald bilden sich Reihen, bald Sterne, bald Kreise nach zwingenden, im Verborgenen wirkenden Gesetzen. Manchmal sind kleinere Kreise gleichmässig über die grüne Fläche verstreut, manchmal sind die Ringe konzentrisch ineinander angeordnet; auch wenn nur paarweise getanzt wird, herrscht nie das wirre, gesetzlose Durcheinander einer gleichförmigen Volksmasse! In der disziplinierten Ein- und Unterordnung des einzelnen Tänzers, in der gegenseitigen Rücksichtnahme und in der Beherrschung der Tanzfiguren und Tanzformen gründen Harmonie und Ordnung. Der Volkstanz ist daher, ähnlich wie das Tragen der Landestracht, eine Charakter- und Gesinnungsfrage. Der Volkstanz lebt und entfaltet sich nur in der wahren und echten Gemeinschaft, in der jeder seinen Platz zuverlässig ausfüllt und gleichzeitig Rücksicht auf alle übrigen Tanzpartner nimmt.

Ist der Volkstanz ein Kulturgut?

Ein geradezu unerschöpflicher Reichtum an Formen lebt in den Volkstänzen weiter von Generation zu Generation, und wie beim Volkslied und bei der Volksmusik sind die ursprünglichen Schöpfer im Volk vergessen. Aus den überlieferten Tanzelementen gestalten geschickte «Unbekannte» laufend neue Volkstänze. Gehören, weil die Schöpfer und Gestalter vergessen oder unbekannt sind, die Volkstänze vielleicht nicht zur Kultur?

Es ist hier nicht der Ort, zu entscheiden, was «Kultur» ist und was «Unkultur». Volkstänze jedenfalls, wie das Ballett und der Kunstanstanz, erweisen sich beim genaueren Zusehen als äusserst «kultiviert» und gepflegt, während doch das Unkultivierte im Gegensatz dazu immer «primitiv», vereinfachend, wenig differenziert und wenig gepflegt erscheint. Der Volkstanz mit seinem unerschöpflichen Einfallsreichtum, mit seiner unendlichen Vielfalt ist ein wertvolles Kulturgut, und der Träger dieser Volkstanzkultur ist das Volk selbst.

Ist der Volkstanz zeitgemäss?

Die Technik hat alle Verhältnisse grundlegend verändert und manches, das Jahrhunderte lang galt, ist heute in Frage gestellt. Die Vergnügungsindustrie bietet der Jugend in immer rascher aufeinanderfolgenden Modewellen neue Schlager, Tänze und Schallplatten an, und diese Modewellen überfluten ohne Rücksicht auf die überlieferten Kulturen den ganzen Erdball. Hat in diesem Geschehen der Volkstanz heute noch einen Platz?

Die Geschichtswissenschaft lehrt uns, dass es auch in früheren Jahrhunderten schon «Gesellschafts- und Modetänze» gab. Die damaligen «Tanzmoden» dauerten zwar etwas länger als heute, aber damals wie in der jüngsten Vergangenheit bezogen die Modetänze ihre Anregungen aus der «Volkskultur». Der nationale Volkstanz jedoch behauptete sich überall, er verarbeitete die Einflüsse der jeweiligen Zeitströmungen und setzte sich als eine zeit- und modelose Erscheinung überall immer wieder durch. Was wir heute in der Schweiz als Volkstanz zu sehen bekommen, ist durchaus nichts Neues. Vielleicht hat Vindonissa früher noch nie so riesige Scharen von Volkstänzern in seiner römischen Arena vereinigt. Volkstanz gab es immer und wird es immer geben. Er ist ununterbrochen zeitgemäss, das gehört zu seinem Wesen. Beim Volkstanz ist aber offensichtlich in der alemannischen Schweiz in den letzten Jahrzehnten erfolgreiche Aufbauarbeit geleistet worden. Im Welschland jedoch muss es in alter Zeit schon mindestens ebenso grosse und erfolgreiche Volkstanzveranstaltungen gegeben haben. Der Volkskundler Eduard Hoffmann-Krayer schreibt darüber in «Feste und Bräuche des Schweizervolkes» (Artemis-Verlag, Zürich, 1940) auf Seite 45: «Ungewöhnliche Dimensionen müssen die schon seit längerer Zeit eingegangenen «Corales» (Reigentänze) im freiburgischen Greyerzerland angenommen haben. Sie fanden (noch im 18. Jahrhundert) gewöhnlich am Michaelstage (29. September) statt und bestanden in langen Reihen von Knaben und Mädchen, die, paarweise abwechselnd, sich die Hände reichten. Zu den verschiedenen Bewegungen wurden alte Reigenlieder gesungen.»

Wenn man im Welschland nachforscht, dann bekommt man die Auskunft, die Grafen von Greyerz (neunzehn «Hirtengrafen» in der Zeit von 1075 bis 1554) seien recht lebensfroh gewesen und hätten bereits im 15. Jahrhundert mehrere Tage dauernde Fahrten mit Tanz und Gesang unternommen, Fahrten, die unter der Beteiligung der ganzen Bevölkerung von Dorf zu Dorf führten, von Greyerz südwärts ins Pays d'Enhaut (Montbovon, Château-d'Oex, Saanen). Dabei wurde unterwegs, um der «Frühlingsfreude» Ausdruck zu verleihen, in langer Reihe gleichzeitig gesungen und getanzt; ein anderes Mal gab der leutselige und freigebige Graf allen Sennen von Saanen, Ormond und Oesch ein grosses Fest auf der Alp Saxim, beim Arnensee, wo zwei Tage und zwei Nächte lang gesungen und getanzt wurde, bis ein grosses Unwetter dem Alphirtenfest ein Ende bereitete (siehe auch bei Ludwig Uhland «Der Graf von Greyerz», wo es heisst: «Der Sennerinnen jüngste, schlank wie ein Maienreis, Erfasst die Hand des Grafen, da muss er in den Kreis...; Sie rafften ihn von hinnen mit Sprung und Reigenlied, Sie tanzen durch die Dörfer, wo Glied sich reiht an Glied, Sie tanzen über Matten, sie tanzen durch den Wald, Bis fernhin auf den Alpen der helle Klang verhallt...»). Die in vielen Erzählungen und Gedichten geschilderte «Grande Coraule» oder «Coquille» ist historisch. Einige der damals so beliebten Singtänze sind noch heute bekannt und werden noch heute gerne getanzt. Nichts ist frischer und jünger als ein alter Tanz, sagt ein Sprichwort: «Rien n'est plus jeune qu'une vieille danse.»

Aus all dem geht hervor, dass die Volkstänze zeitlos und daher immer auch zeitgemäss sind!

Durch die Tracht zum Volkstanz!

Mit Stolz und Berechtigung sagt die ländliche Bevölkerung: «Wir sind die eigentlichen und die ursprünglichen Träger des Volkstanzes!» Und in der Tat, überall auf dem Lande, in ländlichen Organisationen und



Ein Ausschnitt aus der mächtigen Eröffnungspolonaise vom 25. Sept. 1966 in der römischen Arena Vindonissa, zu der sich die Volkstänzer aus allen Landesteilen zusammengefunden hatten.



Volkstänzer, wenn sie dieses Bild betrachten, hören sogleich die reizende Melodie der Senter Kette (Faira da Sent) in sich erklingen. Dieser Tanz bekam seinen Namen vom Dorfe Sent im Engadin. Die Engadiner Gruppe tanzt daher im innersten der konzentrischen Kreise.



Bei vielen alpenländischen Volkstänzen (Schweiz, Oesterreich) spielen das Stampfen und das Verschlingen der Arme eine grosse Rolle. Auf dem Rasen kommt das «Bödele» nicht zur Geltung. Unser Bild zeigt aber, wie die Burschen ihre Tänzerinnen vor sich her unter den gefassten rechten Händen drehen lassen (Maitli-Trülle).

Gemeinschaften, vor allem in den Trachtengruppen, werden neben vielen andern sinnvollen und schönen Bräuchen auch die Volkstänze liebevoll gepflegt. Im geselligen Leben der Dörfer spielen die Lieder und die Tänze eine wichtige Rolle.

Junge Leute, vor allem Mädchen, die mit ihrer Familie in eine Trachtengruppe hineinwachsen, oder die zur Mithilfe bei irgend einem Werk vorübergehend in die Gruppe eingeladen werden, finden Gefallen am Leben der Gruppe und werden durch das Jahresprogramm auch zu den Volkstänzen hin und in diese eingeführt. Sie finden von der Tracht aus den Weg zum Volkstanz.

Durch den Volkstanz zur Tracht

Städtische Gruppen haben in den letzten Jahrzehnten, etwa seit 1920, den Volkstanz neu aufgegriffen. Die Anstöße dazu gingen von einzelnen Persönlichkeiten aus, die sich ganz bewusst auf die Seite des auf dem Lande beinahe verschwundenen Volkstanzes stellten und diesen in ihren Gruppen zum einzigen Vereinsziel erklärten. Dadurch entstanden die regen Gruppen, welche gegenwärtig in häufigen Proben-, in Anfänger- und Fortbildungskursen Volkstänze gründlich und vielseitig erforschen, pflegen und verbreiten. Die verantwortlichen Träger dieser bewussten Volkstanzpflege wollten der irreführten Jugend helfen bei der Suche nach edleren Formen der Geselligkeit.

Bei gelegentlichen Repräsentationspflichten stellt sich den Gruppen dieser Volkstanzbewegung die Frage nach dem geeigneten Tanzkleid, und da zum Volkstanz die Volkstracht gehört, werden diese meist städtischen Tänzerinnen und Tänzer durch den Tanz zur Tracht geführt. Volkstänzer kommen nicht darum herum, sich mit der Trachtenfrage zu befassen. Von den meisten Tanzgruppen wird blosses «Kostümieren» entschieden abgelehnt; wenn schon eine Tracht getragen wird, so soll dies auch mit der entsprechenden Gesinnung getan werden!

Der Volkstanz im Urteil des Volkskundlers

Es gibt ursprünglichen, im Volke lebenden Volkstanz, und daneben noch viel mehr bewusst gepflegten und bewusst «wiederbelebten» Volkstanz. Eine Reihe von wissenschaftlichen Volkskundlern spricht der Wiederbelebung und der Verbreitung jeden volkskundlichen Wert ab, denn nach ihrer Ansicht wird die Volkskultur unbewusst gelebt. Herr Professor Richard Wolfram, Wien, ein Fachmann für Volkstanzfragen, ist aber anderer Meinung. Er glaubt nicht an «unbewusste Volkskultur», denn nach seiner Ansicht macht sich das Volk immer Gedanken über den Sinn seiner Bräuche. Reine Unbewusstheit finden wir nicht einmal bei einem sozusagen «naiven» Verkörpern der Ueberlieferung. Eine gewisse Einsicht, ein freudiges Wollen und Anerkennen, der im Volksbrauch liegenden Eigenschaften ist stets dabei, wenn Menschen Bräuche, z. B. den Volkstanz, aufgreifen und fördern. Auch in dieser bewusst gepflegten Form schlägt der Volkstanz Wurzel und erhält gewisse Funktionen. Dazu gehört — wie beim Modetanz — die Freude am Tanzen, vielfach in erhöhtem Masse, ausserdem eine Heimatfunktion. Volkstänze führen Menschen zu den im Volkstanzumkreis immer wieder wachsenden Gemeinschaften (also aus der Vereinzelung) und können bei Repräsentationsgelegenheiten als Sinnbilder der Heimat auftreten. Das sind Dinge, die auch in der modernen Gesellschaft einen Sinn haben und zu bestehen vermögen. Professor Wolfram bezeichnet das aus der Erneuerung kommende Wiederaufgreifen als «zweites Leben» des Volkstanzes, das durch-

aus ein echtes Leben sein kann, das sich unter Umständen sogar in ein «primäres» weiterentwickelt. Dies ist dann ein Vorgang, vor dem die skeptischen wissenschaftlichen Volkskundler ihre Augen nicht mehr verschliessen können.

In einem Aufsatz («Der fröhliche Kreis», 16. Jahrgang) schreibt Professor Wolfram über österreichische Verhältnisse, die sich von den unsern nicht allzusehr unterscheiden: «Es ist bezeichnend, dass sich die neue Verbreitung des Volkstanzes unter stärkster Beteiligung der Stadt vollzieht. Von der Stadt ging die industrielle Lebensform aus, die so viel veränderte und zerstörte, von der Stadt kommen anscheinend nun auch wieder heilende Gegenkräfte... Greift nun die Stadt Formen der Volkskultur auf und zeigt damit ihre Werthaltigkeit, kann das auch einen Umschwung in den Augen weiter Kreise des Volkes herbeiführen. Die Eigenüberlieferung ist dann nicht mehr veraltet und unzeitgemäss gegenüber dem Talmiglanz stets allerneuester Allerweltzivilisation. Ein solcher volkskundlich durchaus legitimer Weg bahnt sich schon an... Die Zeit der Musikboxen ist auf dem Lande schon vorüber. Man hat sich daran weitgehend abgefreut. Noch ist das Fernsehen ganz gross in der Schätzung der Leute. Auch das wird nachlassen, und dann ist der Weg frei für ein weiteres Ausstrahlen... der Volkskultur auf das Land selbst... Wenn es heute auch eine Minderheit ist, die in Stadt und Land wieder Freude am Volkstanz gewonnen hat, so darf dies nicht mutlos machen. Es ist eher verwunderlich, dass es doch so viele sind, und dass sie so weit zu wirken vermögen, trotz der Uebermacht der Massenmedien, der technischen Zivilisation und der Geschäftsinteressen. Es kommt übrigens im Leben immer auf die Wenigen an. Die Vielen laufen mit.»

Volkstanz in der Schule

Durch verständnisvolle Seminarturnlehrer und durch eine aufgeschlossene Lehrerschaft wird da und dort im Schulunterricht ein schweizerischer oder ausländischer Volkstanz eingeübt. Das sind sehr erfreuliche Anfänge dank der Initiative solcher Lehrkräfte, die selbst einige Volkstänze beherrschen. Wir sollten auf diesem Wege noch viel weiter vorwärtskommen! Ein vorläufiges Ziel wäre, dass die meisten Schüler, wenn sie aus der Schule entlassen werden, wenigstens die wichtigsten Grundsätze und einige Volkstänze beherrschen.

Seien wir dabei aber nicht engstirnige Nationalisten! Nicht nur die eigenen Tänze, auch einfache Tänze anderer Völker gehören in die Schweizer Schule. Der Vergleich mit dem Sing- und mit dem Musikunterricht liegt nahe! Wir singen ja auch nicht nur Mundartlieder. Je nach dem Entwicklungsgrad der Schüler kommen bald schriftdeutsche, ja sogar französische, italienische, romanische und englische Lieder und Kanons dazu und Uebersetzungen solcher Lieder, und auch die Anforderungen werden in sprachlicher und musikalischer Beziehung gesteigert. Das Verständnis für «gut» und «echt» wird nur durch jahrelange Uebung geschult. Ausserdem ermöglicht der Vergleich mit dem Fremden die klarere Erkenntnis des Eigenen. Dasselbe gilt bis zu einem gewissen Grad auch für die Volkstänze, die wie das Liedgut und der Liederschatz mit den Schülern «wachsen» sollten. Die Singtänze im Kindergarten mit ihren nachgeahmten Tätigkeiten (z. B. Schustertanz) und mit ihrer freieren Gestaltung und Mimik müssen in der Primarschule bald aufgegeben werden. Es folgen, dem Bedürfnis dieser Schulstufe angepasst, in- und ausländische «Gruppentänze» ohne oder mit wenigen speziellen Schrittarten, Tänze in der Art der Kontratänze, bei denen das Paar in seiner eigent-



Volkstänze sind nicht immer Paartänze. Hier eine Kreisfigur im Walzer- oder Mazurkaschritt! Die Burschen aus Zug tragen ihre weisse Zipfelmütze auf der linken Schulter.



Die Schatten werden schon länger, doch Begeisterung und Eifer erlahmen nicht. «Ziberli z' Viert» und «Petite Montferrine à quatre» enthalten diese Kreisfigur.



Bei der «Valse d'Yverdon», aus der wir hier einen Schnappschuss sehen, soll die Tänzerin bei jedem dritten Schritt hochgehoben und durch die Luft geschwungen werden, was Kraft und Geschicklichkeit erfordert.

lichen Bedeutung zurücktritt, und erst nach der Pubertät, in den Mittelschulen und Jugendgruppen folgen die echten Paartänze mit ihren speziellen, oft ziemlich komplizierten Tanzschritten, Polka, Kreuzpolka, Schottisch, Mazurka... Dies ist ein unverbindlicher Vorschlag für die Schule. Je nach den örtlichen Verhältnissen könnte auch etwas anders vorgegangen werden. Die Anwesenheit örtlicher Volkstanzgruppen wird das Vorgehen in der Schule beeinflussen. Jedenfalls sollte die «Tanzkultur» der Jugend nicht dem Zufall überlassen werden.

Die Schule darf sich nicht nach der Mode richten. In allen Fächern stehen doch die unerschütterlichen Begriffe «wahr», «gut» und «richtig» an erster Stelle. Was wir für den Tanz, und besonders für den Volkstanz, als richtig erkannt haben, darf nicht von Modeströmungen beeinflusst oder gar vernichtet werden. Nun hat sich aber seit vielen Jahrzehnten über alle örtlichen Kulturen hinweg eine Tanzmode nach der andern ausgebreitet. Wie Ueberschwemmungen haben diese Tanzmoden ganz Europa, ja, den ganzen Erdball überflutet. Diesen Strömungen sind die Jugendlichen kritiklos ausgeliefert, wenn sie in der Schule keine Grundsätze erfaßt, keine Leitbilder erarbeitet haben. Es besteht daher andererseits eine berechtigte Hoffnung, dass junge Leute, die in der Schule guten Tanz, vor allem schweizerische Volkstänze und wesensverwandte Tänze erlernt und erlebt haben, später nicht zufrieden sein können bei einem flachen, eintönigen Allerwelts-Gesellschaftstanz in einem raucherfüllten, düsteren «Lokal». Oder ist es vielleicht doch eine Utopie, zu hoffen, dass der Volkstanz unter dem freien Himmel, in fröhlicher Gemeinschaft, einige Jugendliche bewahren könnte vor dem Abgleiten zu Bar, Rauch und Alkohol?

Ein Schulhaus, eine Turnhalle oder irgend ein anderes öffentliches oder privates Werk soll mit Hilfe von Schulkindern eingeweiht werden. Eine Ansprache, ein Festspiel, Lieder und Tänze werden zur Gestaltung des Festes vorgeschlagen. Zuallererst müssen wohl die Tänze aus dem Programm gestrichen werden! Weshalb? Man hat keine Idee, was die Schulklassen tanzen könnten! Es findet sich niemand, der Tänze kennt und sie einüben könnte. Auch ist kein Orchester oder Musikant aufzutreiben. Tänze wären zwar schön zwischen den Liedern und Theaterszenen, aber die Schwierigkeiten sind für eine gewöhnliche Schule oder Schulklasse viel zu gross! Nein! Und nochmals nein! Heute gelten diese Ausreden nicht mehr. Geeignete Tänze stehen in reicher Fülle zur Verfügung, und es lohnt sich nicht, selbst allerlei Turnübungen zu einem ungeschickten «Tanz» zusammensetzen. Da der Festredner ohnehin eine Mikrophon- und Verstärkeranlage benötigt, ist es sehr leicht möglich, mit einzelnen Schülern die notwendige Tanzmusik zu erzeugen. Ohne viel Zeitverlust kann heute ein Lehrer geeignete Tänze selbst erlernen oder Hilfskräfte finden in einer der vielen Tanzgruppen. Auch kann er sich die notwendigen Kenntnisse in einer Sing- und Volkstanzwoche aneignen. Die Volkstanzgruppen der Schweizerischen Trachtenvereinigung (STV) und der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise (ASV) sind über unser ganzes Land zerstreut. Zu warnen ist aber vor der Entnahme eines Volkstanzes — den man selbst weder mitgetanzt noch gesehen hat — direkt aus der reichhaltigen Tanzliteratur, weil sich dabei erfahrungsgemäss allzuleicht unliebsame Interpretationsfehler einschleichen.

Es könnte leicht das Missverständnis entstehen, die Volkstänze würden, besonders in der Schule, einzig zwecks Vorführung vor Zuschauern eingeübt. Diese Ansicht ist natürlich völlig falsch. Der Tanz entspringt

und entspricht einem Bedürfnis und ist Selbstzweck wie das Lied. Volkstanz als «Show» und zu kommerzieller Auswertung muss in jeder Form abgelehnt werden. Der Tanz entspringt einem innern Erlebnis und Bedürfnis. Er spiegelt das Temperament des tanzenden Volksschlages, bringt Freude oder Feierstimmung, Uebermut, Freundschaftsgefühle, in extremen Fällen sogar religiöses Erleben zum Ausdruck.

Der Volkstanz ist wie die Mundart, wie die Musik oder die Muttersprache ein Kulturgut. Kulturgüter aber müssen sorgfältig gepflegt werden.

Volkstanzpflege

Welche Instanzen ausser der Schule (soweit sie es freiwillig und durch geeignete Lehrkräfte tut) sollen den Volkstanz pflegen? Soll dies vielleicht der Staat tun, wie in gewissen andern Ländern, die den Volkstanz sogar in den politischen Dienst stellen? Oder sollten sich die Jugendorganisationen einschalten? Was ist eigentlich unter Volkstanzpflege zu verstehen?

In jeder Landesgegend stellen wir einen andern Menschenschlag fest. Wer freute sich nicht über die verschiedenen Temperamente, Mundarten, Bräuche und Tänze!? Schon immer hat sich der Heimatschutz für die Erhaltung dieser Vielfalt eingesetzt. Die Schweizerische Trachtenvereinigung und die Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise haben diese Aufgabe erkannt und durch ihre Tätigkeit zur Erhaltung und Weiterentwicklung kräftig beigetragen.

Die wahre Pflege besteht aber nie im blossen Wortemachen, sondern vielmehr im Erforschen, im Erlernen, im Ein- und Ausüben der Tänze. Niemand kann einfach dazukommen und als fertiger Volkstänzer mitmachen. Jeder Neuling ist zuerst unsicher, es fehlt dem noch Ungelenken an der überlegenen Freiheit und Beschwingtheit, und der aussenstehende Beobachter möchte beim Zuschauen an der Urwüchsigkeit seines Tanzens zweifeln. Er soll sich nicht beirren lassen! Proben sind notwendig, regelmässige Uebung gehört dazu, auch wenn nicht zur Schau, sondern zur eigenen Freude getanzt wird. Dies haben heute, zu Stadt und zu Land, schon sehr viele erkannt, es werden mehr und mehr Gelegenheiten, Volkstanzkurse, offene Tanzabende, regionale und sogar schweizerische Volkstanztreffen geschaffen. So hat sich bis heute im Volk und durchs Volk der Volkstanz erhalten und weiterentwickelt. Staatliche, insbesondere finanzielle Hilfe hat er bei uns nie beansprucht, und ist daher frei und von jeder Lenkung unabhängig geblieben. So soll es auch sein, denn Volkstanzpflege besteht vor allem darin, dass jeder, der die Schönheit und den Wert des Volkstanzes als Kulturgut erkannt hat, wenn irgend möglich auch *aktiv* mitmacht, aktiv mittanzt, und zwar in seinem eigenen Lebenskreis. Neue Tanzgruppen werden entstehen. Wer einige hübsche Volkstänze erlernt hat, wird sie an seinen Familienfesten (Geburtstag, Hochzeit usw.) mit seinen Angehörigen tanzen, und durch solche Pflege wird der Volkstanz weiterleben.

Volkstanz ein Mittel internationaler Begegnung

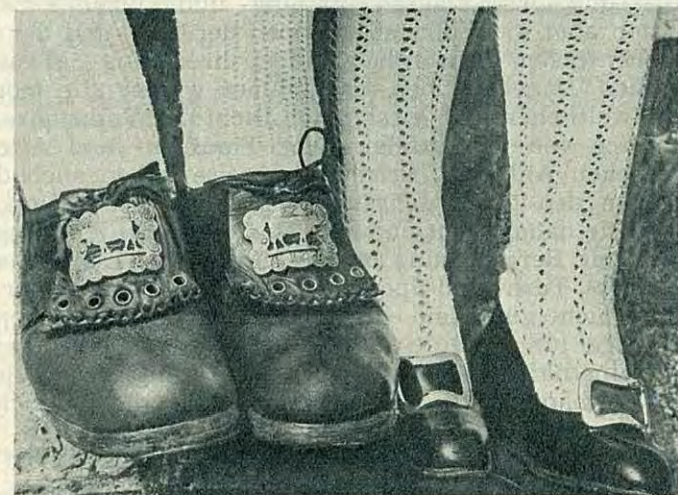
Reisegesellschaften, die Israel besuchten, und Jugendliche, die eine Zeitlang in einem Kibbuz lebten, sind in der Regel begeistert vom israelitischen Volkstanz. Höhepunkte ihrer Reise waren die festlichen Momente, wo sie in die Gemeinschaft einer begeistert tanzenden Gruppe einbezogen wurden. Ueber alles Trennende hinweg, auch wenn man sich sprachlich nicht verständigen konnte, war man doch richtig dabei. Man fühlte



Hier wird der Aliwander (aus Appenzell-Ausser-rhoden) getanzt. Leider hört man das dazugehörige «Jutzen» nicht!



So etwas heisst in Amerika «Swing». Richtig ausgeführt entsteht tatsächlich beim «Stäpfen» ein ganz ordentlicher, gleichmässiger Schwung.



Schuhe eines Appenzeller oder Toggenburger Paares mit reichverzierten Silberschnallen.

die innere Kraft der neuen, das ganze Volk einigenden Tänze, die Selbstbewusstsein, Entschlossenheit, Siegesgewissheit, Begeisterung und alles mögliche zum Ausdruck bringen können. Durch diese eigenartigen Tänze werden sehr ungleiche Menschentypen mitgerissen, und heimgekehrt suchen viele schweizerische Besucher etwas Aehnliches bei uns.

Man stelle sich auch einmal den Betrieb in einer Jugendherberge, in einem internationalen Pfadfinder- oder Zivildienstlager oder bei irgend einer andern internationalen Begegnung junger Leute vor! Da wird — so weit die sprachlichen Kenntnisse reichen — diskutiert und gesungen, da wird musiziert und getanzt! Die Finnen, Schweden, Schotten, Jugoslawen und Israeliten werden ganz besonders bewundert, wenn sie einige ihrer Volkstänze zeigen. Wenn dann die Schweizer aufgefordert werden, Schweizer Tänze vorzuführen, dann ist bei ihnen guter Rat teuer! Weder in der Schule, noch in der Jugendgruppe haben sie Schweizer Tänze gelernt. Vielleicht behaupten sie sogar, die Schweizer Tänze seien längst ausgestorben, und niemand tanze sie mehr. Um nicht als vollkommene Versager dazustehen, wird von unsern Schweizern vielleicht ein abgeschmacktes Tanzspiel veranstaltet, etwa das bekannte Aufsuchen eines Partners mit dessen Schuh oder das Wetttanzen der Paare mit den zwischen die Stirnen gepressten Orangen oder Kartoffeln! Dabei besitzen wir weit über hundert hübsche Volkstänze, alte und neue Schweizer Tänze aus allen Landesgegenden, und viele Kontratänze, um die uns die Kenner sehr beneiden!

So wie jeder Schulentlassene einige Schweizer Lieder beherrschen muss, so sollte er auch einige Schweizer Tänze nicht nur irgendwo einmal gesehen, sondern auch selbst gründlich erlernt haben.

Bei internationalen Begegnungen wird aber nicht nur vorgetanzt, es wird auch gemeinsam getanzt. Stil- und Temperamentsunterschiede werden beobachtet, und gemeinsame Freude wird beim Austausch der Tänze erlebt.

Wo werden die Volkstänze getanzt?

An einem grossen Volkstanzfest, wie z. B. in Vindonissa, bekommen wir die Früchte langer Aufbauarbeit, das Ergebnis geduligen Uebens im engeren Kreis zu sehen. Die Grundlagen werden schon in der Volksschule gelegt, im Kindergarten und im Kinderhort, in den Ferienkolonien, in Kur- und Klassenlagern, im Sing- und Turnunterricht. Die Hauptarbeit leisten aber die Volkstanzgruppen der STV und der ASV in ihren meist wöchentlichen Tanzproben und in ihren Sing-, Musizier- und Volkstanzwochen. Daneben üben auch immer wieder alle möglichen Jugendgruppen weltlicher und kirchlicher Richtung Volkstänze ein, meist zur Gestaltung von Augustfeiern, von Familien- und Altersabenden und von ähnlichen Anlässen. Erfreulicherweise haben auch diese Jugendvereinigungen den gemeinschaftsbildenden Wert der Volkstänze erkannt und üben sie daher nicht nur zum Vorzeigen bei Anlässen, sondern vor allem auch zur Bereicherung des Vereinslebens. Aehnliches gilt für viele Samariter-, Turn- und Sportvereine und für Chöre aller Art. Da man Volkstänze nicht gut allein «im stillen Kämmerlein» üben kann, treten tanzfreudige junge Leute in die aufgeschlossenen Vereine ein, welche das Gemeinschaftsleben mit Singen und Volkstanzen pflegen. Zu den eifrigsten Anhängern des Volkstanzes zählen die ländliche Jugend, die Lehrerinnen und Lehrer aller Stufen sowie das Heil- und Pflegepersonal aller möglicher Spitäler, Heime und Anstalten, wo die Volkstänze mit Erfolg auch zu therapeutischen Zwecken verwendet werden.

(Fortsetzung Seite 1913)

Gibt es im Volkstanz Freiheiten, oder hat er eine ganz genau festgelegte Form?

Um diese Frage zu beantworten, müssen wir zwei oder drei Arten der Volkstanzpflege unterscheiden.

a) Junge Tanzgruppen, in denen ein grosser «Formenhunger» herrscht, erlernen laufend neue Tänze. Durch ein geradezu leidenschaftliches Sammeln immer neuer Schrittfolgen und Figuren kommt in solchen Gruppen ein riesiger Formenschatz zusammen. In ganz eifrigen Vereinen werden sogar ausser den einheimischen, auch Tänze von möglichst vielen andern Völkern studiert und geübt. Plötzlich werden die Eigenarten der verschiedenen Nationen in deren Tanzstil entdeckt, der Blick für die stilistischen Unterschiede wird geschult. Jede Möglichkeit, fremde Volkstänze zu sehen, mitzutanzten oder gar zu erlernen, ist für solche Gruppen sehr interessant, denn durch die neue Begegnung wird das bereits Gelernte bestätigt oder, wenn es nicht ganz korrekt war, korrigiert. Beides, Bestätigung und Korrektur, besonders aber jeder Fortschritt, jedes Erlernen von Neuem, ist für die Tanzenden eine freudige Offenbarung. In einer solchen Tanzgruppe fehlt es nie an Abwechslung. Alles ist immer neu und unverbraucht. In dem Masse, indem neue Tänze ins Repertoire aufgenommen werden, verschwinden andere oder werden für längere Zeit liegen gelassen. Der so gesammelte Formenschatz ist sehr gross und äusserst reichhaltig, er ist aber unorganisch und macht einen erstarrten Eindruck. Der Tänzer ist stets bemüht, den Stil und das Temperament des Tanzes einwandfrei zu gestalten; er kann sich nicht die kleinste Freiheit erlauben oder nur eine solche, die er bei der Uebernahme des Tanzes dazugelernt hat. Der Tanz würde durch Freiheiten verfälscht, in extremen Fällen unkenntlich und zerstört.

b) Andere, besonders ältere Tanzgruppen, die treue, seit vielen Jahren mittanzende Mitglieder besitzen, stellen bei der Mehrheit ihrer Tänzerinnen und Tänzer eine gesunde Opposition gegen das ständige Erlernen neuer Tänze fest. Sie sagen: «Weniger ist mehr! Wir wollen lieber die bisher geübten Tänze noch gründlicher erlernen, vor allem wollen wir die einheimischen ganz beherrschen, andere höchstens zum Vergleich und als Beispiel.» In solch weiser Beschränkung auf das Wichtigste und Eigene entsteht eine grosse Stilsicherheit. Der Tanz erweckt nie den Eindruck, als sei er etwas Starres, Angelerntes. Er wird von allen Tänzerinnen und Tänzern der Gruppe so gut beherrscht, dass er wirklich frei und gelöst getanzt werden kann. Im «Bödele» und in ähnlichen Dingen zeigt sich auch das Variationsvermögen jedes einzelnen Tänzers.

c) Die Volkstanzforscher (Wolfram, Severin, Lager, Horak . . .) bestätigen, dass in einer lebendigen Dorfgemeinschaft alter Prägung (wie wir sie wohl bei uns heute nirgends mehr kennen) höchstens ein Dutzend Tänze getanzt wurden, dass aber diese Tänze in einer riesigen Zahl von Varianten, die einzelnen Figuren, Schritte, Fassungen in verschiedenen Variationen bekannt waren.

Volkstanz heute

Wir haben Grundsätzliches und Allgemeines über den Volkstanz gesagt, Dinge erörtert, die immer wieder neu durchdacht werden müssen. Wir haben aber auch einen Blick auf einige spezielle Probleme geworfen. Es gibt deren noch viele: Gründung einer Volkstanzgruppe, Leitung, Hilfsleitung, Musikant, Schallplatte, Tonband, Tanzliteratur, Gestaltung der Proben, Auswahl der Tänze, Gleichgewicht der Geschlechter, Geschichte des Volkstanzes, die Volkstanzpioniere der Schweiz, Reisen und



Im Vordergrund: Tänzerinnen aus St. Maurice.



Junge Trachtenleute von Champlan (Wallis) bei der «Petite Montferrine à la quatre».



Die Musikkapelle «Vieux Champéry 1830» verwendet Musikinstrumente, die in andern Tanzkapellen unbekannt sind. Nach diesen Instrumenten richtet sich die Tonart der Tanzmelodien.

Besuche im Ausland usw. All dies ist schon diskutiert und beschrieben worden, und all dies ist immer wieder von neuem interessant und wichtig. Die Leser dieser Arbeit werden bei der Lektüre entdeckt haben, dass der Volkstanz ein beinahe unerschöpfliches, stets zeitgemässes Gesprächsthema ist. Vielleicht möchte der eine oder andere Leser noch weitere Gedanken beifügen. Der Verfasser freut sich über jedes Echo aus dem Leserkreis und interessiert sich für die Erfahrungen, die da und dort mit dem Volkstanz gemacht werden.

Mit grosser Freude können wir heute feststellen, dass bei uns der Volkstanz wieder eine viel grössere Verbreitung und Wertschätzung findet als noch vor etwa dreissig Jahren. Ist dies nicht ein schöner Erfolg? Alle, die sich ihrer Verantwortung gegenüber der Jugend bewusst sind, und alle Förderer des Volkstanzes sind darüber glücklich. Sie wagen sogar zu hoffen, der Volkstanz werde nicht wieder verflachen und verschwinden, sondern sich zu Stadt und Land kraftvoll weiter entwickeln und verbreiten.

Karl Klenk

Ist die Kontingentierung des Zuckerrübenbaues in Sichtweite?

Wohl keine Kulturpflanze hat in letzter Zeit eine derartige Wandlung durchgemacht wie die Zuckerrübe. Noch vor wenigen Jahren war diese Hackfrucht mit dem Nachteil eines grossen Handarbeitsaufwandes behaftet. Heute hat sich das grundlegend geändert.

Dank technischer und züchterischer Anstrengungen ist das Vereinzeln zu einer angenehmen und leichten Arbeit geworden, die sich heute mit weniger als dem halben Zeitaufwand bewältigen lässt. Dann wird durch die chemische Unkrautbekämpfung die ganze Hackarbeit auf höchstens zwei Durchfahrten beschränkt. Der Glaube, der Zucker müsse eingehackt werden, ist durch viele Versuche nicht bestätigt worden. Die gegenwärtig überall in genügender Zahl zur Verfügung stehenden Einzelkornsäpplare und Vollerntemaschinen ermöglichen selbst dem Einmannbetrieb einen Anbau auf grösseren Flächen. Die Zuckerrübe hat sich somit der neuen Epoche des technischen Fortschritts und der fehlenden Arbeitskräfte beispiellos angepasst. Bereits hat sich dieser eingeschränkte Aufwand auch in schweizerischen Verhältnissen mehr als bewährt. Dabei gilt die ganze Entwicklung noch längst nicht als abgeschlossen. Der gezüchtete einkeimige Samen mit stark verbesserter Keimfähigkeit wird uns schon in naher Zukunft erlauben, die Abstände der Samenablage noch zu vergrössern. Damit wird die Arbeit des Vereinzeln ohne Ertragseinbusse noch mehr erleichtert und beschleunigt. Solcher Samen wird bereits seit zwei Jahren auf ca. 30 hiesigen Betrieben versuchsweise mit sehr gutem Erfolg angebaut.

Diese enorme Entwicklung ist sicher namhaft beteiligt an der gewaltigen Ausbreitung des Zuckerrübenbaus in allen europäischen Ländern. Nebstdem ist es aber die uneingeschränkte und sortierungslose Ablieferungsmöglichkeit, die Strapazierfähigkeit der Rübe, der willkommene Anfall der Nebenprodukte sowie die Legitimation als beste Getreidevorfrucht, von der jeder fortschrittliche Landwirt gerne profitiert. Dazu kommt die weitgehende Witterungsunabhängigkeit, die im Gegensatz zu den Kartoffeln oder dem Körnermais in den beiden vergangenen Jahren ganz deutlich in Erscheinung trat. Die seit wenigen Wochen eingesetzte gesteigerte Nachfrage nach neuen Verträgen ist vor allem auf die durch die Witterung bedingten Ausfälle anderer Hackfrüchte zurückzuführen.

Bis zur Eröffnung der zweiten Zuckerfabrik in Frauenfeld war der Anbau von Zuckerrüben nur wenigen ostschweizerischen Betrieben möglich. Während vielen Jahren war die Ablieferung kontingentiert. Die neue

Der Volkstanz in der Schweiz

Karl Klenk, Dietikon

Die Schweiz ist einerseits sehr abgeschlossen und hält in ihren entlegenen Berggegenden treu an kulturellen Überlieferungen fest. Andererseits ist unser Land nach allen Seiten weltoffen. Die widersprechendsten Einflüsse der benachbarten Kulturkreise haben ihre Spuren bei uns zurückgelassen.

Schottisch, Polka, Kreuzpolka, Walzer und Mazurka wurden wahrscheinlich nicht bei uns erfunden, aber typisch schweizerische Formen dieser Tanzschritte sind bei uns gewachsen und werden im ganzen Schweizerland bis auf den heutigen Tag liebevoll gepflegt und abgewandelt. Diese ganz bestimmten Tanzformen bilden heute den Urgrund der schweizerischen Volkstänze. Die Verbindung zur tiefern Schicht allerdings, zu den Schwert- und Reifentänzen, ist leider abgebrochen. Solche Tänze können aber aus alten Chroniken und Bildern nachgewiesen werden.

Durch geschickte Volksmusikanten sind bei uns vor allem unzählige alte, zum Teil recht originelle Tanzweisen erhalten geblieben. Einiges aus dem reichen Schatz wurde wieder veröffentlicht, so von K. Aeschbacher, A. L. Gassmann, A. Stern, H. Christen, Lia Lium, Martina Badrutt . . .

Diese vorhandene bodenständige Tanzmusik gab den Anlass, auch die Volkstänze der Schweiz sorgfältig aufzusuchen und zu sammeln. Die Tanzelemente wurden mit den Notizen der alten Notenbüchlein von Dorfmusikanten verglichen, und man einigte sich auf die heutige Form, die der Musik und der regionalen Gepflogenheit am besten entspricht. An dieser Rekonstruktions- und Veröffentlichungsaufgabe wurde in den letzten 40 Jahren fleissig und erfolgreich gearbeitet, und die Arbeit wird noch weiter fortgesetzt, insbesondere von *Louise Witzig, Emil Spiegelberg, Klara Stern, Ingeborg Baer* . . .

Vieles jedoch könnte nur sehr ungenau beschrieben werden, so die Maskentänze und die kraftvollen Werbetänze (der «Gäuerler» in den Schwyzerbergen und der Appenzeller «Hierig»). Diese westlichen Ausläufer der ostalpinen Ländler weisen im Gebärdenspiel und Rhythmus eine sehr individuelle und spontane Gestaltung auf. Der Herausgabe stellte sich aber auch noch ein anderes Hindernis entgegen. Die regionalen Tanzgruppen hüten ihre Tanzformen und Tänze wie ein unantastbares Privat-

eigentum, das sie nicht aus den Händen geben wollen. Diese originalen Tänze werden gelegentlich, bei besonderen Anlässen, vorgeführt, können aber nicht ohne weiteres veröffentlicht werden.

Das Bedürfnis nach allgemein zugänglichen schweizerischen Volkstänzen äusserte sich seit 1930 immer stärker in den von der Schweizerischen Trachtenvereinigung und von schweizerischen Musikern durchgeführten Ferien-Singwochen. Die Verbindung von *Volkslied, Volkstracht und Volkstanz* ist bei uns mehr und mehr eine Selbstverständlichkeit geworden. Das Tragen der Volkstracht ist eine Gesinnungsfrage, ein Bekenntnis zur Heimat, zur überlieferten Sitte. Volkslied, Volkstracht und Volkstanz stellen ein einheitliches Kulturgut dar, für das sich mehr und mehr weite Kreise interessieren, und das sorgfältige, verantwortungsbewusste Pflege verlangt. Den bereits genannten Persönlichkeiten, der Schweizerischen Trachtenvereinigung und den Volkstanzkreisen ist es zu verdanken, wenn man heute eine Tracht nicht mehr als historisches Ausstellungsstück betrachtet, und wenn man es ablehnt, irgendwelche Veranstaltungen durch Schweizer Tänze folkloristisch auszuschnücken. Wir besitzen heute veröffentlichte, allgemein zugängliche Tänze, die zu unserer Art und zu unserer Tracht passen, und die nichts von schaustellerischer Aufmachung an sich haben. Die Veröffentlichung und Verbreitung der Volkstänze bedeutet zugleich eine Rückkehr zur guten, alten Tanzsitte und rechten Geselligkeit. Es wird wieder im geordneten Kreis getanzt («immer schön de Wände na . . .» heisst es in einem alten Tanzlied) und nicht im namenlosen Durcheinanderwimmeln, der Partner wird häufig gewechselt, es gibt keine Mauerblümchen, denn echte Gemeinschaft umfasst alle (Schicktanz mit überzähligen Mädchen oder Burschen).

Dass die Schweiz immer noch über eine reiche Fülle alter Tänze verfügt, wurde nach 1930 langsam bekannt. Im Jahre 1934 wurde man aufmerksam auf einige aparte *Engadiner Tänze*. Man beachtete wieder die reizenden gesungenen Kreistänze des Greyerzerlandes, die «*Corraules fribourgeoises*», und man staunte vor allem über die fast unerschöpfliche Zahl authentischer Tänze im Wallis. Der Genfer Kunstmaler und Violinist Albert Gos hat bei seinen langen Aufenthalten im Gebirge da und dort das Herz der einheimischen Bevölkerung gewonnen. Er spielte seinen ländlichen Freunden die alten Weisen und die von ihm erdachten neuen vor. Gos vererbte seine Sammlung von Melodien und Tanzbeschreibungen Herrn *Pierre Bordier*, der diese Tänze in seiner Gruppe pflegte und schliesslich vervielfältigte. Daher leben diese Walliser Tänze vor allem im Welschland, aber auch in der übrigen Schweiz, weiter. Die Bordier-Hefte befinden sich in den Bibliotheken der älteren Tanzkreise und Trachtengruppen und sind leider heute nicht mehr erhältlich.

Die erste Auflage des Bändchens: «12 Schweizer Tänze» erschien 1939 mit Tanzanweisungen von Louise Witzig und Klara Stern und mit Musiksätzen von Alfred Stern und Ingeborg Grau. (Die Tänze waren schon vorher auf Tanzblättern herausgegeben worden.)

Zwölf weitere «Schweizer Tänze» folgten auf Einzelblättern mit dem Untertitel: «Neue Tänze nach alten Weisen».

Dann veröffentlichte Louise Witzig im Auftrag der Schweizerischen Trachtenvereinigung das Bändchen «Volkstänze der Schweiz» mit 12 Musiksätzen von Alfred Stern zu Tanzweisen aus Handschriften von Oberägeri und Brienzwiler.

Ein Bändchen mit Originaltänzen folgte 1950. Es trägt den Titel «Volkstänze aus der alemannischen Schweiz».

Ein weiteres Heft enthält die acht für das Unspunnenfest 1955 neu geschaffenen Tänze. Er erschien 1956 unter dem Titel «Unspunnetänze».

Weitere Hefte mit Tänzen aus der welschen Schweiz und mit Kontratänzen sind geplant. Die beiden ersten *Schallplatten*, die mit den vorhandenen Tanzbeschreibungen genau übereinstimmen, konnten 1961 erscheinen, die eine mit Bündner Tänzen, die andere mit den Unspunnetänzen. Ihnen folgten 1962 zwei weitere Platten mit Appenzeller Tänzen, gespielt von der Original-Streichmusik Alder, Urnäsch, und 1963 je eine Platte mit Berner Tänzen und neuen Schweizer Tänzen. Die Herausgabe weiterer Platten, alle mit Originalvolkstanzorchestern ist geplant.

Herr Pierre Bordier hat in seiner Jugend Lanciers, Quadrilles und Contredances getanzt. Er war mit den Figuren und Schritten, aber auch mit dem Stil dieser Tanzgattung völlig vertraut. Er erwarb sich grosse Verdienste um die Rekonstruktion der Kontratänze. Ein weiterer Spezialist auf diesem Gebiet ist Emil Spiegelberg. Das bündnerische, kulturhistorische Werk: «La Chantun Vert» enthält neben ausführlichen Beschreibungen auch gewissenhafte choreographische Zeichnungen dieser Kontratänze, die zur Zeit ihrer Blüte im ganzen europäischen Raum verbreitet waren.

Die lokalen Trachtengruppen haben ein grosses Arbeitsgebiet, die Pflege der bäuerlichen Kultur im weitesten Sinn, wozu gelegentlich auch der Volkstanz gehört. Diese Gruppen beschränken sich in der Regel auf die Tänze ihrer Talschaft, jedenfalls auf schweizerische Tänze.

Nun ist aber die Schweiz auch ein weltoffenes Industrieland und übersät mit ansehnlichen Städten. Seit 1935 ungefähr bildeten sich in den grössten Zentren Gruppen, die sich als ausschliessliches Arbeitsgebiet die sorgfältige Pflege des Volkstanzes zum Ziele setzten. Diese städtischen Tanzkreise stehen in enger Verbindung mit der Schweizerischen Trachtenvereinigung und pflegen in erster Linie die schweizerischen Volkstänze. In den wöchentlich stattfindenden Proben tritt aber die Tracht in den Hintergrund. Oft

sind Besuche aus dem Ausland zu Gast, und die Tanzfreudigen verschiedener Länder, über die Schranken der Sprache und der Nationalität hinweg, freuen sich gemeinsam und verstehen sich gegenseitig beim Tanz. Diese Tanzkreise gehen auch zu ausländischen Gruppen auf Besuch, um dort ausländische Tänze kennenzulernen und die Beziehungen und Unterschiede zum einheimischen Tanzgut zu studieren, den Blick für den Stil zu schulen. Das Programm dieser Gruppen umfasst also bewusst schweizerische und ausländische Volkstänze. Was die ausländischen Volkstänze betrifft, ist man sich klar bewusst, dass gewisse Spezialitäten niemals verpflanzt und nachgeahmt werden können. Die regelmässig von den schweizerischen Tanzkreisen veranstalteten Ausbildungskurse für Anfänger und Fortgeschrittene und gewisse Tanztreffen sind jedermann zugänglich und finden grossen Anklang. Von hier aus dringt der Volkstanz, zaghaft allerdings, durch einzelne Lehrer und Jugendleiter in die Schulen, in die Lehrer- und Kindergärtnerinnenseminarien, in die Jugendgruppen verschiedenster Art und in die Jugendherbergen.

Die folgende Tabelle nennt die vierzehn in der Schweiz bestehenden Volkstanzkreise und deren Gründungsjahr bzw. das Jahr ihrer Aufnahme in die Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise:

1. 1938 Volkstanzkreis Zürich
2. 1939 Volkstanzkreis Bern
3. 1946 Volkstanzgruppe Basel (nannte sich ursprünglich «Volkstanzkreis Röseligarte»)
4. 1949 Volkstanzkreis Basel
5. 1951 Volkstanzkreis Winterthur
6. 1952 Volkstanzkreis Solothurn
7. 1953 Volkstanzkreis Thun
8. 1954 Volkstanzkreis Chur
- 1955 Gründung der Arbeitsgemeinschaft Schweizer Volkstanzkreise (ASV)
9. 1956 Aufnahme des Quadrille Fribourgeois
10. 1958 Aufnahme des Volkstanzkreises Schwarzenburg (gegr. 1953).
11. 1958 Aufnahme des Volkstanzkreises Schaffhausen
12. 1958 Aufnahme des Volkstanzkreises Baslerdybli.
13. 1962 Aufnahme der Volkstanzfreunde Zürich
14. 1963 Aufnahme des Volkstanzkreises Alewander, Basel

Das grosse Interesse des tanzfreudigen Publikums für Volkstänze ist sehr erfreulich. Es besteht für gewisse Leute allerdings die Gefahr des Abgleitens ins Stillose, ins Unschweizerische oder in einen europäisch-amerikanischen Allerweltsstil. Wir sind jedoch fest überzeugt, dass sich der

saubere, vom Schweizerischen ausgehende Volkstanz, wie wir ihn sehen, behaupten werde.

Literaturverzeichnis

1. «12 Schweizer Tänze» (Tanzanweisungen von Louise Witzig und Klara Stern, Musiksätze von Alfred Stern und Ingeborg Grau).
Verlag Hug & Co., Zürich.
2. «Schweizer Tänze» Blatt Nr. 7 bis 12
Verlag Hug & Co., Zürich.
3. «Volkstänze der Schweiz» I. Heft. Grundsätze, Paartänze, 12 Tanzweisen, gesammelt und beschrieben von Louise Witzig, Musiksätze von Alfred Stern.
Verlag Hug & Co., Zürich.
4. «Volkstänze der Schweiz» II. Heft. Volkstänze aus der alemannischen Schweiz. Gesammelt und beschrieben von Louise Witzig.
Verlag Hug & Co., Zürich.
5. «Unspinnen-Tänze», neue Gruppen- und Paartänze von Klara Stern, Louise Witzig und Anna Spröd.
Verlag Hug & Co., Zürich.
6. «Dances populaires Suisses» Extraits de la Collection de M. Pierre Bordier, Président de la Fédération Cantonale du Costume Genevois. 1904—1944. (Vervielfältigt, 4 Hefte.)
7. «Le Quadrille», M. Pierre Bordier (vervielfältigt).
8. «Die schönste Volkstanz ussim Baselbiet» von Hanny Christen.
Selbstverlag, Basel.
9. «Dances of Switzerland», Louise Witzig. Published under the auspices of the Royal Academy of Dancing and the Ling Physical Education Association.
London, Max Parrish & Company.
10. «Sing und Spring», Volkstänze und Tanzspiele für Kinder. Klara Stern.
Verlag Paul Haupt, Bern.
11. «Tanz mit uns», Volkstänze für Erwachsene, herausgegeben von Klara Stern.
Verlag Paul Haupt, Bern.
12. «Spring im Ring». Gesellige Tänze, herausgegeben von Klara Stern.
Verlag Paul Haupt, Bern.
13. «Volkstanz in der Schweiz» von Klara Stern. Schweiz. Lehrerzeitung, 95. Jahrgang, Nr. 36, 8. 9. 1950.
14. «Die Volkstänze in Österreich und verwandte Tänze in Europa» von Richard Wolfram.
Otto Müller-Verlag, Salzburg. (Ein grundlegendes wissenschaftliches Werk, das auch die Verhältnisse in der Schweiz berücksichtigt.)

Zürich, den 17. Januar 1963

ZOFINGIA  ZÜRICH

Postfach Zürich 22

Herrn Karl K l e n k
Holzmatt 15
Dietikon ZH

Betr. Volkstanzkreis Zürich

Sehr geehrter Herr Klenk,

Ihre Zusendung "Der Volkstanz in der Schweiz" verdanke ich Ihnen bestens wie auch Ihren freundlichen Brief vom 17. Nov. 62. Wir Zofinger sind zur Zeit sehr beschäftigt mit unseren Veranstaltungen, was der Grund sein mag, dass wahrscheinlich nicht sehr viele den soeben begonnen Kurs besuchen können wie auch, dass ich Ihnen erst heute schreibe. Selbstverständlich werde ich mich sobald als möglich bemühen, einen Kurs zu besuchen, wie ich ihn an unserer letzten Versammlung auch öffentlich erwähnte.

✓.

Ich bin überzeugt, dass sich der Aufsatz, den ich Ihnen, da er Ihr zweit-letztes Exemplar darstellt, nach der Durchsicht gerne zurücksende, bestimmt zur Veröffentlichung eignet, sofern er noch etwas überarbeitet und gekürzt wird, besonders was die einzelnen Personen anbetrifft, ohne deren Arbeit erniedrigen zu wollen, aber Einzelheiten interessieren unseren Kreis vielleicht weniger - ich hoffe, dass Sie mich verstehen. Selbstverständlich können Sie 200 Separatabzüge erhalten, nur werden Sie daran einen finanziellen Beitrag leisten müssen, wie ich das in Erfahrung bringen konnte.

Ich hoffe, dass wir bei Zeit und Gelegenheit nochmals darauf zurückkommen können und verbleibe bis dahin, Ihnen für Ihre werten Bemühungen vorerst recht herzlich dankend

P. B. Leutenegger

P.B. Leutenegger
Etzelstr. 25 Zürich 2/38

Sekundarlehrerkonferenz
des Kantons Zürich

Küsnacht, 2.2.63

Herrn Karl Klenk
Sekundarlehrer
D i e t i k o n

Sehr geehrter Kollege,

Sie haben Herrn Dr. Broder in St. Gallen eine Arbeit über den Volkstanz in der Schweiz und über schweizerische Volkstanzpioniere zur Veröffentlichung in unserem Jahrbuch zugestellt. Gemäss bisheriger Gepflogenheit und auch nach unseren neuen Statuten befindet zuerst der Vorstand der SKZ über die im Jahrbuch zu veröffentlichenden Zürcher Beiträge.

Unser Vorstand ist nun der Ansicht, dass Ihre wertvolle Arbeit sich gut für das nächste Jahrbuch eignet, da dieses eine Reihe von Beiträgen über die Musikerziehung erhalten soll. Der zweite Teil über die Volkstanzpioniere erscheint uns allerdings kaum von allgemeinem Interesse zu sein. Wir beantragen deshalb, den ersten Teil Ihrer Arbeit ("Der Volkstanz in der Schweiz") auf jeden Fall ins nächste Jahrbuch aufzunehmen, den zweiten Teil ("Liste der schweizerischen Volkstanzpioniere") aber nur dann, wenn dies zur Abrundung des Buches als erwünscht erscheint. Der endgültige Entscheid wird durch die Präsidentenkonferenz der ostschweizerischen Sekundarlehrerkonferenzen gefällt.

Ich hoffe, Ihnen mit dieser Mitteilung gedient zu haben und begrüsse Sie freundlich



J. Siegfried
Präsident der SKZ

Der Volkstanzball des Volkstanzkreises Zürich wurde am 16. Januar 1993 von rund 600 Personen besucht. Neu waren die beiden Tanzflächen und die beiden Tanz-„Hitparaden“. Im Zusammenhang mit den Einladungen und Anmeldungen hatte die Tanzleitung nicht nur die Kreismitglieder, sondern auch die Trachtengruppen nach ihren Lieblingstänzen gefragt. Die am meisten gewünschten Tänze wurden in die „Hitparaden“ aufgenommen, gespielt und mit Begeisterung getanzt. Es waren dies u.a. Böhlechschrängsch, Seppel, Märtgässler, Trüllli und Talianina.

Eine Sehenswürdigkeit bildete an diesem Ball Aurelia Bleiket-Thomas, die mit ihrem zufriedenen Säugling auf dem Rücken fleissig mittanzte. Erst gegen Mitternacht schlief das viel bewunderte Kleinkind in seiner Ecke ein.

Otto Wyss der neue ASV-Präsident und Franziska Fleuss hielten hübsche kleine Ansprachen. Sie würdigten vor allem Urs Mangold und die Oberbaselbieter Ländlerkapelle. Urs erhielt das goldene ASV-Abzeichen und die Ehrenmitgliedschaft. Um Klara Stern zu erfreuen, wurde in diesem Zusammenhang auch ein Lied „Oh, du liebs Ängeli...“, gesungen! Klara, 91-jährig, tanzte einige einfache Tänze und ich verschaffte ihr für die Fran-

gaise einen Partner. Da Elisabeth Galley-Brunner im Orchester Violine spielte, liess sich Pierre Galley für Klara gewinnen.

Als Vortführgruppe traten mehrfach ausgezeichnete Steptänzer auf, und zwar in Gruppen von zwei, vier und sechs Personen.

Am Montag, 9. 12. 1991, fand ich im raschelnden Laub der Freizeitanlage Diëtikon einen goldenen Ehering mit der Gravur „Hilde“ im Inneren. Ich gab ihn auf dem Fundbüro ab. Nun, nach mehr als einem Jahr konnte ich ihn wieder abholen. Der Ehemann hatte ihn vielleicht gar nicht vermisst oder in der „Täubi“ fortgeworfen, wer weiss. Ueli lässt ihn nun einschmelzen.

Gelesen: Von Fulvio Tomizza „Die venezianische Erbin“, aus dem Italienischen von Ragni Maria Gschwend. Carl Hanser-Verlag, München 1990. Der 1935 in Materada (Istrien) geborene Autor wurde schon mehrmals mit Literaturpreisen ausgezeichnet.

Die Romanheldin wird mit 21 Jahren gebietetin über ein grosses Vermögen, denn ihre beiden Eltern, sowie sechs ihrer Geschwister sind gestorben. Sie entfaltet eine aussergewöhnliche Tatkraft und ist bedingungslos pflichtbewusst.

«Una donna di vero spirito»

Unser neues Romanfeuilleton

as. In der heutigen Ausgabe beginnen wir mit dem Abdruck von Fulvio Tomizzas Roman «Die venezianische Erbin». Energiezentrum des Textes ist die Kaufmannstochter Paolina Rubbi (1724 – 1749): Geist, Glanz und Vitalität dieser aussergewöhnlichen Frau brachen sich während ihres kurzen Lebens in Verlusten, Intrigen und Krankheit. Mit ihrer Geschichte vermittelt der 1935 in Materada (Istrien) geborene Autor, dessen Schaffen mehrfach ausgezeichnet wurde, auch ein Bild der venezianischen Gesellschaft im 18. Jahrhundert.

★

Eine Zusammenfassung der «Venezianischen Erbin» würde sich wie eine Musterkarte literarischer *topoi* lesen: da ist eine so intelligente wie liebenswürdige Protagonistin, durch tragische Umstände in den Besitz eines riesigen Vermögens gelangt; da ist ein etwas schrulliger Verehrer, der sich einzig auf seine akademischen Verdienste und einen bescheidenen Adelstitel berufen kann, zu guter Letzt aber die vornehmsten Anwärter aus dem Feld schlägt. Da ist der Fluch einer Erbkrankheit, der Eltern und Geschwister der Heldin zum Opfer fallen; und da sind Gegenspieler von scharfem Zuschliff, die dem Komödienpersonal eines Goldoni Ehre machen würden: die streit- und habstüchtige Schwester, die intrigante Haushälterin, der listig-plumpe Abbé Don Ottavio.

Da ist, zu guter Letzt, das geheimnisvolle, durch Zufall der Vernichtung entgangene Manuskript, das die Authentizität dieser Geschichte verbürgen soll: ein Erzählrahmen von ehrwürdigster literarischer Tradition. Nur – im Falle der «Venezianischen Erbin» existiert diese Quelle wirklich. Der Conte Gianrinaldo Carli, dessen Ehe mit Paolina Rubbi den Anfang einer glänzenden akademischen und politischen Karriere markierte, hat nach dem frühen Tod seiner Gattin die «*Private disavventure d'una donna di vero spirito*» niedergeschrieben und in einer Prachtausgabe drucken lassen – deren Verbreitung er, kaum lag das Buch vor, mit allen Mitteln zu verhindern suchte.

Liess etwa die allzu zweifelhafte Moral der «*Private disavventure*» diesen Schritt geraten scheinen? – Das einzige erhaltene Exemplar des Buches enttäuscht solche Hoffnungen: es sei, stellt Tomizza nüchtern fest, weder pikant noch «schlechthin hinreissend». Deshalb will er es «gefiltert» und aus einer neuen Perspektive präsentieren, die auch den Conte Carli selbst aus erzählerischer Distanz reflektiert.

An dessen Bericht hat Tomizza vor allem die zwischen den Zeilen eingeschriebene Beziehung zwischen dem Mann und dem «Schatten» der Frühverstorbenen interessiert. Der Leser der «Venezianischen Erbin» mag sich nun seinerseits veranlasst sehen, den Schriftsteller, der da als Biograph an des Gatten Stelle tritt, unter ähnlichen Gesichtspunkten zu beobachten. Denn ganz gewiss verliert die Gestalt der Paolina Rubbi auch in Tomizzas Darstellung nichts von ihrer Anziehungskraft; und die persönliche Anteilnahme des Schriftstellers bricht, in wie hingeworfenen Halbsätzen, in Details, die mit dem Herzen eher als von Auge registriert werden, immer wieder durch den raschen, nüchternen Erzählduktus.

Wenn hier – einmal mehr – ein weibliches Idol von männlicher Warte aus entworfen wird: dann ist es bemerkenswert frei von all jenen «weiblichen» Attributen, welche die Frau in eine gesellschaftliche Sinekure verwiesen. Paolina studiert Geographie und Geschichte, Arithmetik und Chronologie; mit einundzwanzig Jahren hat sie beide Eltern und sechs Geschwister verloren und verwaltet als älteste der drei überlebenden Rubbi-

Töchter nun den Familienbesitz. Doch liegt gerade in dem bedingungslosen Pflichtbewusstsein, aus dem sich ihre aussergewöhnliche Tatkraft nährt, der Keim für den qualvollen, durch Fehldiagnosen und gewaltsame Kuren noch verschärften Krankheitsverlauf, dem diese lebenstüchtige Frau dann nach zwei glücklichen Ehejahren zum Opfer fällt.

Ist die dramatische und doch authentische Lebensgeschichte der Paolina Rubbi als Roman zu lesen? – Gewiss in dem Sinne, dass in dem Fluidum aus Gefühlen und Interessen, das die Protagonistin und ihre beiden Biographen verbindet, vieles ungesagt und doch präsent bleibt: dem Leser ist es überlassen, aus den knappen Vignetten – Paolina beim Anprobieren «ausgefallenster Perücken», Paolina im kalten Frühlicht über die Kontobücher gebeugt, Paolina an groben Brechmitteln würgend – *sein* Wahrbild dieser jungen Venezianerin zu gestalten.

№ 27 28.9.1990 bis 15.2.1991.

8.00	VTKZ-Orch. einr.	V	Kät/Urs
8.15	Tonprobe VTKZ	V	Urs
9.00	Tonprobe A	A	Urs
9.15	Tonprobe O	O	Urs
9.30	Türöffnung		
20.25	Aufstellen Polon.	Joh.	Urs-Pe
20.30	Polonaise	A/O	Joh.
21.00	Begrüssung und Vorstellen Musik		Urs-Pe
21.10	Trüllmasollke Lauterbacher Kehrschottisch	A	Nina
	freie Tänze		
21.25	Tänze für Jedermann	A	Joh.
21.45	ASV-Special	O	Franzis.
21.55	Züri Alewander Muttenger Polka Mairösli Walzer	O	Beat
22.25	Vorführung	S	Urs-Pe

Programm

Zeitplan
Ball 1993

22.50	Ora Surchomps Der Hinggi	O	Silvia
23.20	Aufst. VTKZ-Orch.	V	Käthi
23.30	La Francfort La Strasbourgeoise	V	Ruth
23.45	Wiener Walzer	V	
23.50	Aufstellen Fran.	V	Karl
24.00	Française	V	Karl
00.30	ev. freie Tänze	A	
	Murinella Mia bella Firenze Al bal dals praders	A	Nina
	freie Tänze		
01.10	Tanzhitparade I	A	Nina

01.30	Hirschegräbler Eggwalzer Giuvens Grischuns	O	Silvia
	freie Tänze		
02.10	Tanzhitparade II	O	Joh.
	freie Tänze	A/O	
02.30	Montferrine à quatre En allant aux châtaignes La croisée	A	Sonja
	freie Tänze		
03.10	Der Zieglerjuli Zoccolitanz La valse du souvenir	O	Beat
	freie Tänze	O/A	
03.45	Appenzeller Cheerab	A	
03.50	Schlusswort		Urs-Pe

- VTKZ - Orchester
- Oberbaselbieter LK
- Adiswiler Stube Musik
- The Tap Company Steptanz

Karl



Dazwischen spielen die Musikanten
freie Tänze
Walzer, Mazurka, Polka,
Schottisch

Verluste und Intrigen werden mit grosser Vitalität und mit offenem Geist gemeistert. Nachdem auch noch die eine ihrer beiden jüngeren Schwestern gestorben ist, entsteht eine Auseinandersetzung um das grosse Erbe. Unsere Romanheldin Paulina sieht sich auch achtundvierzig Bewerbern (Patriziersöhnen etc...) gegenüber. Die Krankheit dieser tüchtigen Frau wird durch Fehldiagnosen und „Rosskuren“ immer schlimmer und Paulina stirbt nach zwei glücklichen Ehejahren in noch jugendlichem Alter. Sie lebte nur von 1724 bis 1749! Die sehr ausführlich dokumentierte Geschichte beruht also auf Tatsachen und gewährt interessante Einblicke ins damalige Leben Venedigs.

Am Samstag, 9. 1. 1993, kamen die „Steffisburger“, d.h. Mirjam, Karl und zwei meiner Enkel, Adrian und Joel, zu mir nach Dietikon. Der älteste der drei Brüder, Joachim, weilte in den Skiferien. Wir betrachteten das „Video“ über Bruno Weber und dessen Phantasiepalast nahe an der Dietiker Grenze, auf aargauer Boden. Mirjam bekam kalte Füsse und begutachtete den elektrischen Fusswärmer, den ich von Brigitte und Uli zu Weihnachten bekommen habe.

Am Sonntag, 10.1.93, spielte ich mit dem Albis-
rieder Orchester im Alters-Pflegeheim Bachwiesen, ZH.
Anschliessend fuhr ich nach Buchs an der Lägeren,
wo der kantonale Trachtenverband die weniger be-
kannten Tänze fürs Unspunnenfest 1993 probte.
Es sind dies: Burdlefet, Polca da batba Giovanin,
Fricktalet, Schottisch, Motschächlet, La Talianina,
Wiggertalet, Erinnerigswalzer, Mazutka pout
elle, La Zeinta Via, La Polka au Molard,

Die Lesung Hugo Loetschers vom 13.1.1993 im
Stadthaus Dietikon musste ich leider verpassen,
weil gleichzeitig die Volkshochschulprobe im AGZ
statt fand, die ich leiten musste. Und es war
eine schöne Probe, wie jedesmal.

In diesen Tagen erschien auch ein Herr
F. Wagner bei mir und sagte, Frau Haus an
der Holzmattestrasse müsse ihr Kamin sa-
nieren lassen, weil der Verputz abfalle.
Auch mein Kamin habe einen Sprung, und
die Reparatur könnte gleichzeitig an bei-
den Häusern ausgeführt werden. Ich ver-
langte Bedenkzeit, telephonierte Architekt
Stettler, dem Kaminfeger Zielmann und dem
Kundenmaurer Leemann (Walter) an der Gru-
benstrasse No. 7. Alle drei Herren rieten mir
ab, fanden auch den Preis von Fr. 1800,-

KULTUR IN DIETIKON

Parlamentssaal Stadthaus Dietikon
Mittwoch, 13. Januar 1993

HUGO LOETSCHER

Träger des Grossen Schillerpreises 1992

Eine Lesung

Der engagierte Zürcher Autor und Zeitbeobachter Hugo Loetscher ist unbestritten einer der bedeutendsten lebenden Schweizer Schriftsteller. Mit seinen Werken «Die Kranzflechterin», «Noah», «Der Immune» und «Die Papiere des Immunen», «Herbst der Grossen Orange» und «Der Waschküchenschlüssel», bewies er nicht nur seine vielseitige Erzählkunst, sondern auch seinen feinen Humor, der zwar durchaus in Ironie, nie aber in böartigem Sarkasmus zum Ausdruck kommt.

Aus seinem neuesten Werk «Der predigende Hahn»:
«Als ob Tiersein nicht schwer genug ist, der Mensch vermenschlicht die Tiere. Eine Folge davon: Sie begannen zu reden...»

Fortsetzung folgt demnächst in Dietikon.

Unterstützt von: Dr. Ing. Koenig AG, Dietikon

Eintritt: Fr. 8.- • Türöffnung und Kasse: 19.45 Uhr

WAGNER

Malerbetrieb und Kaminbau

Für alle Baufragen

F. Wagner
Seefeldstrasse 120
Postfach 499
8034 Zürich

Telefon 01/422 05 39
Natel 077/96 59 38

Wir sanieren Ihr Kamin fachgerecht und sofort



Achtung Hausbesitzer!

Bestimmt schauen Sie nicht jeden Tag auf das Dach, um zu sehen, ob Ihr Kamin noch in Ordnung ist. Dazu sind wir da!

Wir sind spezialisiert auf

KAMIN-AUSSENSANIERUNG

Wir erstellen:

- Neue Kaminhüte jeglicher Art
- Neue Kaminfassungen in Kupfer oder die alten entrostet und neu streichen
- Riss-Sanierung mit Armierungsnetz

5 Jahre Garantie

740 79 79 = Lf
741 49 34 = JWR
740 66 06 = Lf, ad
Zf 7

Senden Sie uns beiliegende Geschäftsantwortkarte oder telefonieren Sie einfach.

18.1.93

viel zu hoch. Schon um zwölf Uhr mittags, zwei Stunden nachdem ich in des Architekten automatischen „Telephonbeantworter“ gesprochen hatte, klopfte jemand an meine Haustüre. Es war Hans Stettler. Wir betrachteten das Kamin und fanden, die Reparatur sei vorläufig nicht nötig, auch sei der Januar für eine solche Arbeit ganz ungünstig. — Schon am folgenden Morgen meldete sich Herr Wagner wieder und fragte, ob ich mich nun entschlossen habe. Ich schilderte ihm kurz, wie meine Berater, insbesondere der Architekt, die Sachlage beurteilen. Da meinte er trotzig: „Dann ist das kein guter Architekt, denn später wird die Kaminsanierung noch viel teurer.“

→
Die neuzeitliche Philosophie wird von René Descartes (1596 bis 1650) begründet. Bei ihm wird das Thema „Gott“, das die mittelalterliche Philosophie beherrschte, durch das Thema „Mensch“ abgelöst. Er bezweifelte alles, bis er dort anlangte, wo es nichts mehr zu bezweifeln gab, und das war nach seiner Ansicht seine eigene Existenz. Wer zweifelt, der denkt. Descartes existiert als Zweifler und Denker, daher sein weltberühmter Satz: „Cogito ergo sum“ (Ich denke, also bin ich).

Descartes' Skeptizismus führt unweigerlich zu Friedrich Wilhelm Nietzsche (1844 bis 1900), von dem der Nihilismus ausging. Mit der „Auflösung der Wahrheit“ griff ein frivoler Relativismus um sich, der in einem eiskalten Zynismus endete. Wo alles und nichts mehr gilt, rückt bald das eigene Ego allein in den Mittelpunkt. Dem Egozentriker ist die Welt nur noch soviel wert, wie er hemmungslos aus ihr heraus holen kann. Geld, Macht und Kriminalität und deren wachsende Bedeutung sind vor dem nihilistischen Hintergrund zu verstehen.

Ehe und Familie sind leicht löslich geworden. Ordnungssinn, Sparsamkeit, Fleiss, Leistung, Mässigkeit, Bescheidenheit, Wahrhaftigkeit und Treue sind als „bürgerliche Tugenden“ dem Gespött preisgegeben. Volk, Heim, Staat und Nation sind zunehmend dem Gelächter und der Verachtung ausgesetzt!

Ein politischer Nihilismus tritt - vor allem bei den Russen Dostojewski, Bakunin, Kropotkin u. a. - als Anarchismus auf, und als Gegensatz dazu bildete sich der Totalitarismus, z. B. der Nationalsozialismus.

Angesichts einer Welt des Elends, des Hungers und der Kriege nimmt eine allgemeine Hilf- und Hoffnungslosigkeit überhand. Im *Pessimismus* kapituliert der Nihilismus vor jeder Möglichkeit einer Weltveränderung und Weltverbesserung. Neurosen, Aggressionen, Depressionen sind typische Krankheiten unseres Zeitalters. Die Zahl der Selbstmorde nimmt zu, vor allem unter den Jugendlichen.

«Wenn meine Diagnose richtig ist», hat *Jeanne Hersch* in ihren Antithesen zu den Jugendunruhen von 1980 geschrieben, «dann heisst der Feind der Jugend, der ihr das Leben und die Hoffnung verwehrt, *Nihilismus*. Nicht Nihilismus als philosophisches System, sondern ein Nihilismus, den man mit der Luft einatmet. Er ist zurückzuführen auf die ursprüngliche Unsicherheit der Eltern und der Familie, auf die unablässige Verunglimpfung unserer Zivilisation und ihrer Errungenschaften, der Gesellschaft und ihrer Strukturen und Werte.» (Wobei, das soll noch angemerkt werden, gerade der *Selbstmord* aus nihilistischer Verfassung ein paradoxes Phänomen ist. Da es für den Nihilisten nichts gibt, was einen unbedingten Sinn hätte, kann auch der Selbstmord keine sinnhafte Tat sein. Dieser Widerspruch bleibt unauflösbar.)

Man begegnet allen Institutionen, die *Autorität* verkörpern und das Individuum sozial in Pflicht nehmen, mit Misstrauen und Ablehnung. Kirche, Staat, Justiz, Ehe, Familie, auch die Arbeit, die Tradition gelten nicht mehr als allgemeinverbindlich, der Mensch orientiert sich nicht mehr an ihnen – nur noch an sich selbst. Was am Schluss zurückbleibt, ist das, was *Hermann Lübbe* die «*Orientierungswaise*» nennt. Der solchermassen verwaiste Mensch, ein hyperindividualistisches Wesen, bemüht sich zwar noch verzweifelt um Orientierung, findet sie aber immer weniger. In den Kirchen sieht er nur noch menschliche Verirrungen der Religiosität. *Parteien* und *Staat* erscheinen ihm nur noch als Perversionen der Politik. *Politikverdrossenheit* nimmt überhand. Es geht das Wort um von der «Unregierbarkeit» jedes Gemeinwesens. Die Informationsflut trägt das Ihre zur allgemeinen *Verwirrung* bei. Die Absage an alle Normen und Werte ist mehr als nur eine schicke Mode, sie ist zur echten existentiellen Not des modernen Menschen geworden, der unterdessen erfahren musste, dass auch die eigene Person vor dem Nihilismus keinen Bestand haben kann. *Es ist ein tragischer Irrtum des Menschen, wenn er glaubt, das eigene Ich genüge als Richtschnur des Handelns.*

Zwischen Glauben und Aberglauben

Gleichlaufend mit diesen Entwicklungen wurde immer deutlicher, dass durch alle Fähnrisse des Nihilismus hindurch der Bedarf des Menschen an *Transzendenz* nie gänzlich abgestorben ist. *Karl*

Jaspers hat gesagt, der Gegner, der in jedem Menschen bereit sitze, sei «allein der Nihilismus»; er sagt aber an gleicher Stelle: «Der Mensch lebt nicht ohne *Glauben*.» Denn auch den Nihilismus gebe es «doch nur als Gegenpol zu einem möglichen, aber verneinten *Glauben*». Sogar bei *Max Frisch* können wir lesen (in seiner Erzählung «Bin oder Die Reise nach Peking»): «Es fehlt so ein Ding, das die Achtung wohl aller besässe, eine zweifellose und gemeinsame Achtung für jeden Fall . . . ich glaube wirklich, es fehlt uns nur am *lieben Gott*.»

Gleichzeitig hat aber schon vor einem halben Jahrhundert *Karl Jaspers* auf eine ganz andere Gefahr hingewiesen: «Wo nichts mehr eigentlich geglaubt wird, da kommt der absurdeste Glaube zur Herrschaft. *Aberglaube* in mannigfachen Gestalten, Heilslehren wunderlicher Art, Kreise um Wanderprediger, Therapeuten, Dichter und Propheten, in einem unübersehbaren Durcheinander von Mode, Erfolg und Vergessen, geben das bunte Bild enger Fanatismen, schwärmerischer Anbetung, begeisteter Hingabe und auch von Abenteuererium, Schwindel und Gaunerei.»

Es fiele leicht, *Karl Jaspers'* Bild unserer abergläubisch verworrenen Zeit auf den *neuesten Stand* zu bringen mit *Stich-*

worten wie New Age, Okkultismus, Reinkarnation, Hexenkult, Satanismus, Tantra, Moon und Bhagwan, Esoterik, Scientology und Gaia . . . Da vermengt sich Ernstzunehmendes mit Hirngespinnstem, und es ist oft schwierig, genaue Abgrenzungen zu treffen. Es ist die *Zeit der Gurus* und der *Scharlatane*.

Kein Ende des Nihilismus

Angesichts des phantastischen und absurden Angebots an neuen Heilslehren macht es den Anschein, als wären die Menschen zu hilflosem Treibgut in den Strömungen eines irrationalen Zeitgeistes geworden. Von Bedeutung sind aber weniger die einzelnen spirituellen Angebote und Bewegungen als vielmehr das, was *hinter* diesen ausgefallenen Phänomenen steckt. Und das ist ohne Zweifel der Versuch, einen platten *Rationalismus* zu überwinden, einen egozentrischen *Individualismus* aufzubrechen und einen Ausweg zu finden aus einem lähmenden Nihilismus. Es manifestiert sich in diesen Erscheinungen eine durchaus wohlverständliche Sehnsucht nach einer neuen *ganzheitlichen Weltanschauung*, nach *Sinnfindung* und neuen verbindlichen *Werten*, nach einer neuen Verankerung in der *Transzendenz*.

Verdutzt und weithin ratlos stehen die Kirchen vor soviel ungestillter Begierde nach religiöser Spiritualität, und sie werden sich fragen müssen, ob sie nicht allzusehr, allzulange und zu einseitig nur die *irdisch-soziale Botschaft* verkündet und dabei die eigentliche religiöse *Sinnstiftung* und *Sinnvermittlung* vernachlässigt haben. Der Mensch möchte eben nicht nur wissen, *wie* er auf Erden recht

zu leben habe, sondern auch *warum*. Dieses *Warum* meldet sich in unserer Zeit immer unüberhörbarer und verlangt nach einer einigermaßen befriedigenden Antwort. Sie zu finden bedarf es der *Besinnung*. Wir selber müssen *unser Leben* wieder be-sinnen; das heisst: es mit Sinn erfüllen. Das wird uns nur gelingen, wenn wir bereit sind, unsere irdische Existenz immer wieder zu übersteigen und sie ins Transzendente zu erweitern.

Aber auch wenn uns dies gelingt, bedeutet es *keineswegs das Ende des Nihilismus*. Das Zeitalter des Nihilismus mag sich zu Ende neigen, der Nihilismus bleibt uns erhalten. Er ist zu einer *menschlichen Möglichkeit* geworden, die die Menschheit begleiten wird bis ans Ende ihrer Tage. Er wird eine immerwährende Versuchung, Verführung und Bedrohung des Menschen bleiben. Wenn wir uns dessen aber bewusst sind, seine Herkunft, seine Macht und seine Gefahren kennen und wenn wir uns ihm entschlossen verweigern, wird er uns *nie mehr ganz in seine Fänge bekommen*. Wir müssen mit dem Nihilismus leben lernen, ohne ihm je wieder so heillos zu *verfallen*, wie das in diesem «feuilletonistischen Zeitalter», in diesem «Zeitalter der Neutralisierungen» der Fall war.

In einer doppelbödigen *russischen Anekdote* wird unsere schwierige Lage gegenüber den unvermeidlichen Anfechtungen des nihilistischen Denkens drastisch sichtbar:

«Gott sei Dank», sagt die Bäuerin, «es kommt Regen.»

«Aber Genossin», entgegnet ihr der Leiter der Kolchose, «du weisst doch, einen Gott gibt es, Gott sei Dank, nicht.»

«Sicher», antwortet ihm die Bäuerin, «aber wenn es nun, was Gott verhüten möge, doch einen gibt?»

Dies sind nach meiner Ansicht die interessantesten Ausschnitte aus Eduard Staubles Aufsatz: "Der unheimlichste aller Gäste" - "geht das Zeitalter des Nihilismus zu Ende?"

Nieder wurde am Montagabend nach dem Ball, d.h. am 18. Januar 1993, auf dem Uliberg das Fondue-Essen durchgeführt, wie letztes Jahr im Kulmhotel. Doch diesmal beteiligte ich mich nicht, ich kann spät abends nichts „Schweres“ essen.

Am 19. 1. 93 erneuerte ich mein Halbtax-Abo am SBB-Schalter. Es hat mit 1992 nichts gebracht. Ich wäre ohne dieses Abo günstiger gereist, Differenz Fr. 42.-!

Nun folgt der Schreckensabend vom 20. 1. 93, der noch heute, am 15. 2. 93 nachwirkt. Am Abend, um 18 Uhr, stellte ich erschreckend fest, dass mir beinahe keine Zeit mehr bleibt fürs Nachtessen. Musiknoten, Geige und Schwimmausrüstung hatte ich glücklicherweise schon am frühen Nachmittag bereitlegt. Um 18 Uhr 15 musste ich spätestens das Haus verlassen, um von 18.30 bis 19 Uhr zu schwimmen und um 19 Uhr 30 in Albisrieden-Zürich beim Orchester zu sein.

Also zog ich rasch drei Brüsselet-Salat-Knospen und drei Rüeblis aus dem Kühlschrank, zerschnitt sie mit dem Küchenmesser, schüttete eiskalte Joghurt-Salatsauce und einige Kürbiskerne darüber und ver-

Schlang alles in grosser Eile. Schon im Auto auf dem Weg ins Schwimmbad spürte ich, dass mein Magen sich gegen diese Vergewaltigung wehrte. Halb entkleidet rannte ich zur Toilette, denn der Brechreiz war inzwischen unwiderstehlich geworden. Als das Schlimmste mit Schmerzen überstanden war, verlor ich das Gleichgewicht. Auf dem Weg zurück in die Garderobe musste ich mich an den Wänden festhalten, denn ein äusserst unangenehmer Drehschwindel hatte mich erfasst. Das Schwindelgefühl - ähnlich wie auf einem schnell drehenden Karussell, bei dem man weder Decke noch Boden unterscheiden kann - führt zu akuten Angst-Situationen, immer wieder tritt massiver Brechreiz auf, und da man der Sache recht hilflos ausgeliefert ist und die Hirntätigkeit schwinden fühlt, verspürt man eine akute Todesangst. Endlich sass ich bei meinen Sachen und entkleidete mich ganz langsam vollends. Natürlich kam ich ein wenig zu spät zur Turnlektion im Schwimmbad. Die Übungen machte ich zaghaft so gut als möglich mit, doch mitten in der Lektion begann das ekelhafte Würgen wieder und ich stieg aus dem Wasser. Im Vorbeiweg sag-

Als ich zur Aufsicht haltenden Frau Flapple, es sei mir schlecht. Sie folgte mir und sah leider, dass ich am Lavabo nochmals erbrechen musste. Auch Frau Wettstein eilte herbei und brachte Melissengeist-Tropfen, die ich auf einem Stück Würfelzucker nach Samariterinnen-Befehl einnehmen musste! Die Damen wollten mich in ihren Fahrzeugen heimbringen, doch ich wies die Angebote zurück und stieg wieder ins Schwimmbassin.

Nach Abschluss der Lektion überstand ich noch eine dritte Brechaktion, hatte dann aber das Gefühl, mein Zustand bessere ein wenig. Beim Autofahren nach Zürich-Albrieden musste ich meinen Kopf absolut ruhig halten, durfte nur die Vorderarme, Hände und Füße sorgfältig und langsam bewegen. Auch in der Orchesterprobe sass ich da wie eine Statue aus Stein oder Metall, vermied jede rasche Bewegung des Kopfes, die erneut den äusserst unangenehmen Drehschwindel ausgelöst hätte. Langsam aber sicher fuhr ich heim, und als ich ins Bett sank, drehten sich Bilder, Lampe und Schrank und mir war sterbenselend!

Als ich am folgenden Morgen, am 21.1.93, um 06.45 Uhr, wie gewohnt ganz normal aufstehen wollte, begann das ekelhafte Karussell-Theater von neuem. Ich musste mich gleich noch einmal hinlegen und abwarten, bis der Schwindel nachliess. Dann setzte ich mich ganz langsam auf und schlich sorgfältig den Wänden entlang in die Küche. Dort kochte ich mit einem Liter ganz dünnen Wermut-Tee.

Ausgerechnet auf diesen Abend des 21.1.93 war ich zum Nachtessen eingeladen, und zwar seit mehreren Wochen von Evi Manz-Leuthold, meiner 48-jährigen Paten-tochter, Lehenstr. 18, 8037 Zürich. Als ich kurz vor 18 Uhr bei ihr eintraf, sagte ich zu ihr und ihrer 22-jährigen Tochter Karin (Lehrerin wie ihre Mutter):
„Ich muss mich bei Euch in vierfacher Hinsicht entschuldigen. Erstens stellte ich mein Auto vor Eure Garage, so dass niemand hinein oder herausfahren kann, zweitens komme ich fünf Minuten zu früh - es ist ja noch nicht 18 Uhr wie verabredet, drittens ist mir als Mitbringsel nichts Gescheiteres eingefallen als König und Clementinen, womit ich Euch ja schon letztes Mal bedachte, und viertens ist es mir rein unmöglich, bei Euch etwas zu essen, denn mir ist seit gestern abend schlecht. Heute ass ich während des gan-

zen Tages rein nichts. Ich trank nur löffelweise ein wenig warmen Wermut-Tee, um meinen streikenden Magen zu beruhigen."

Wir betrachteten - und dies war auch der Hauptzweck der Einladung - in Manzengs Photoalbum hervorragend schöne Farbphotos von den aeolischen Inseln, zu denen die Familie ohne Sohn Thomas (20) letzten Herbst mit einer geführten Gesellschaft reiste. Peter Manz, dipl. Ing. E.T.H., und Sohn Thomas kehrten nach einander von ihrer Arbeit zurück, und man setzte sich zu Tisch. Während die Gastgeber leckere Gemüse mit Blut- und Leberwürsten von einer „Baute-Metzgere“ zu sich nahmen, schonte Evi meinen empfindlichen Magen mit „Joghurt-Nature“, Zwieback und leichtem Schwarztee!

Karin spielt Geige in einem Orchester, was auch schon in der Singwoche Wildhaus. Thomas ist offenbar immer noch ein Problem Mensch, der sich zurückzieht, wenn Besuch da ist. Ich erzählte von meinen „Heimatbuch-Weilen-Erlebnissen, und es war nur allzu schnell 22 Uhr und Zeit, sich zu verabschieden. Trotz des Magenproblems war es sehr nett bei Manzengs gewesen!

N13. Während meines Besuchs bei Evi Mang-Leuthold fand auch ein Telefongespräch mit Röbi Leuthold, Evis Bruder, statt. Das Gespräch drehte sich um die betagte Mutter der beiden, die im Altersheim Dietikon „nicht mehr tragbar“ war. Sie ist völlig verwirrt und befindet sich nun, ohne es selbst zu wissen, im Burghölzli. Man sagte der Verwirrten, sie sei im Spital. Doch auch in der Irrenanstalt kann sie nicht länger bleiben, und ihre Kinder, Röbi und Evi, sind auf der Suche nach einem geeigneten Pflegeort.

Am Freitag, 22.1.93, schonte ich weiterhin meinen heiklen Magen. Zum verdünnten Schwarztee erlaubte ich mir lediglich einen halben getaffelten Apfel und eine halbe mit der Gabel zerdrückte Banane. Trotzdem war mein Zustand noch immer nicht, wie er sein sollte.

Nachmittags hatte ich die einmalige Gelegenheit den von der Zürcher Polizei aus kleinen Einzelfilmen zusammengestückelten „Landifilm 1939“ zu sehen. Viele Erinnerungen erwachten: Höhenweg, Wahl des Generals (Quisau), Schifflibach, Schwebbahn über den unteren Zürichsee, Lan-

dötflü etc. etc... Der hochinteressante Film zeigte natürlich vor allem die Polizeieinsätze bei Umzügen und Empfängen ausländischer Staatsmänner. Auch der Volkstanzkreis marschierte im Umzug durch die Bahnhofstrasse und am neuernannten General vorbei. Maria, die ich vor kurzem kennen gelernt hatte, warf mir eine Rose zu und einmal fuhr ich mit ihr auf dem Schifflibach. Doch bald danach hiess es in den Aktivdienst einzutücken, in dem ich mehr als 700 Tage verbrachte.

Auch am Samstag, 23. 1. 93, hielt meine Magenverstimmung noch an. Obwohl ich nichts essen konnte, verbrachte ich den Nachmittag und Abend in Brugg beim Tanzleitertreffen, ASV, wo die weniger bekannten Tänze für das auf 4. bis 6. Sept. 93 geplante Unspunnenfest geübt wurden. Als sich um 18 Uhr die interkantonale Volkstanzelite zum Nachtessen in verschiedene Hotels verteilte, da verschwand ich ganz unbemerkt im Schatten hinter der Turnhallenecke und setzte mich abschliessend in mein Auto. Ganz langsam verzehrte ich meine Banane und mein strokhenes Kräckebrot. Mit dieser Krankenkost

wurde ich aber eine gute Stunde vor den „Hotelgästen“ fertig und entschloss mich zu einem Spaziergang durch den dunkeln Wald zur Aare und zurück ins Zentrum von Brugg.

Da, ganz plötzlich verspürte ich Schmerzen in allen Zehen und in beiden Beinen. Meine Zehen verkrampften sich, Unter- und Oberschenkel wurden steif. Ich konnte deutlich einzelne dünne Muskelstränge, seitlich aussen und innen von den Füßen bis herauf zu den Hüften feststellen, die ganz beträchtlich schmerzten. Eigentliche Wadenkrämpfe, wie man sie beim Schwimmen in kaltem Wasser bekommt, waren es aber nicht, eher eine Ansammlung vieler aber kleiner, langgestreckter Krämpfe.

Ja, natürlich! Das hatte ja so kommen müssen! Seit meiner „grossen Brechaktion“ vom Mittwoch hatte ich die ganze zweite Wochenhälfte nichts „Rechtes“ mehr gegessen, auch weder Magnesium biomed, noch Magnesium Komplexe, noch Dr. Schüsslers Mineralsalz Nr 7 (Magnesium phosphoricum) eingenommen! Vitamin B12 und Magnesium wird von den Magenschleimhäuten nicht in genügender Menge aufgenommen, was zu Muskelkrämpfen führt.

Was sollte ich tun? Ich versuchte, meine Bein- und Fußmuskeln durch allerlei Turnübungen gewaltsam zu dehnen. In einer Nebenstrasse, in der keine Leute zu sehen waren, stellte ich einen Fuss nach dem andern auf ein kniehohes Mäuerchen und bewegte meinen Oberkörper kräftig vorwärts und rückwärts. An einer andern einsamen Stelle ging ich in die tiefe Flocke und humpelte in dieser Stellung und unter Schmerzen vorwärts. Doch, wenn ich mit meinen sonderbaren Übungen aufhörte, dann kamen schon nach kurzer Zeit die schmerzenden Krämpfe schlagartig aufs neue. Wer mich gesehen hat, der dachte bestimmt, ich „spinne“ im höchstem Grad.

Als nach 19 Uhr 30 in der Turnhalle die Tanzübungen fortgesetzt wurden, da wollte ich zuerst nur zuschauen. Doch, ich wurde zum Mitmachen aufgeboten. Durch fleissiges Tanzen milderte sich der Schmerz und die versteiften unteren Extremitäten wurden wieder geschmeidiger. Gegen 23 Uhr gelangte ich mit meinem Auto wohlbehalten nach Hause

→

Die Kirchgemeindeversammlung - Wahl einer Pfarrwahlkommission - die am Sonntag, 24.1.93, nach dem Gottesdienst stattfand, musste ich vorzeitig verlassen.

Meine „Meilenet“, Brigitte, Ueli, Daniela, Barbara und Hund Hella vergnügten sich bereits vor meiner Haustüre, als ich zu Hause eintraf. Die Enkelinnen kochten Nudeln mit Fleisch und Salat, und Barbara hatte mit einem von ihr selbst gebackenen „Gleichschwer“ mitgebracht, der gebührend bewundert wurde. Bei dieser Mahlzeit musste ich grösste Vorsicht walten lassen.

Zur Generalversammlung des Volkstanzkreises fuhr ich diesmal mit der S-Bahn und dem Tram von Stettbach zwei Stationen stadteinwärts. Sehr viele Mitglieder trafen sich im Kindergartenlokal Riedacher der ref. Kirchgemeinde Flirzenbach in Zürich-Schwamendingen. An diesem 25.1.93. wurden die Mitgliederbeiträge gleich belassen. Vorstandsmitglieder und Mitglieder des Ball-Organisationskomitees bezahlen keine Beiträge, der Passivenbeitrag wird von Fr. 20.- auf Fr. 25.- erhöht.

Die Kurskosten sollen 1994 leicht steigen. Für 1993 können sie, weil schon längst publiziert, nicht geändert werden. Ein Einzelabend soll nächstes Jahr im Kurs Fr. 10.-, statt wie bisher Fr. 8.-, kosten. Das Jahresabonnement wird zu $\frac{2}{3}$ der Kurskosten (Paar Fr. 400.-, Einzelne Fr. 250.- statt wie bisher Fr. 200.-) verkauft. An den OT haben Kursteilnehmer freien Zutritt, Einzel-Eintrittskarten Fr. 12.- statt wie bisher Fr. 10.-.

Der Vorstand wurde bestätigt:

Präsident: Urs Peter Gerber

Vice " : Ureni Ringgenberg

Aktuarin : Eva Wetter

Kassier : Erich Fischer

Beisitzerin: Kathrin Isler

Tanzorganisation: Johannes Schmid.

Ball-OK.:

Verkauf: Gerard Suter + Rosmarie Uttiger

Technik: Urs Uttiger

Dekoration: Alice und Ernst Sattler

Revisoren:

1. Revisor: Beat Lamprrecht

2. " : Pierre Galley

Ersatz " : Martina Krasser

Da kein Frau auftauchte, rannte ich im Laufschrift zum zweitletzten Zug nach Stettbach!

Wer bei schönem und klarem Wetter an der Landi 1939 und noch lange nachher von der Quaibrücke in Zürich aus den einmalig-schönen Alpenkranz bewunderte, der sah mitten durch das grossartige Panorama müermüde die Gondel der Schwebelbahn dahinziehen. Die Meinungen waren sehr geteilt und viele eriferten sich bei der Frage, ob die Bahn nun für immer stehen bleiben oder wieder abgebrochen werden sollte. Die imposante Spannweite von 900 Metern zwischen den beiden Türmen beeindruckte viele und sie meinten, der Gondelbetrieb über das untere Seebecken passe bestens zur geschäftigen Stadt Zürich, und das Alpenpanorama sei von der Gondel aus noch schöner, als von der Quaibrücke aus. Ich aber bin froh, dass die Schwebelbahn wieder verschwunden ist.

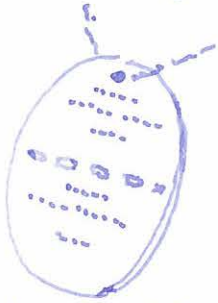
Der 30. August war ein sonniger Sommertag in diesem Ausstellungsjahr 1939. Aus allen Lautsprechern der Anlage wurde den Besuchern mitgeteilt, die Bundesversammlung habe soeben Henri Guisan zum General der schweizerischen Milizarmee gewählt. Und jeder verspürte den Ernst der Lage. Kurze Zeit darauf erfolgte die Generalmobilmachung. Ich musste nach Zürich-Wol-

liskofen eintücken.

Vorher radelte ich nach Meilen, um bei meinen Eltern meine Militär-Effekten zu holen und die Uniform anzuziehen. Alles war nervös. Viele Leute reisten im Auto aus der Stadt und auch von Diétkon ins Gebirge, z. B. nach Braunwald, wo sie sich sicherer fühlten. Glücklicherweise war, wer in der inneren Schweiz ein Ferienhaus besass.

Stundenlang sassen wir Soldaten dann ziemlich bedrückt auf unsern Tornistern, die in Reihe und Glied den Wolliskofer Pausenplatz beim Schulhaus bedeckten. Wir betrachteten die vorschriftsgemäss erstellten und ausgerichteten Gewehrpyramiden und besprachen den Ernst der Lage. Schliesslich trat eine Büro-Ordonanz aus dem Bataillonsbüro und kommandierte mich zu einem Tisch in der Ecke des Platzes. Da man annahm, ein Lehrer könne einigermaßen sauber und leserlich schreiben, musste ich für jeden Soldaten unserer Einheit ein sogenanntes „Töteäfeli“ beschriften. Dieses bestand nicht gerade aus Elfenbein, wohl aber aus einem ganz ähnlich aussehenden weissen Material und wurde mit dem Namen, dem Jahrgang und der Konfession des Trägers versehen. Der Inhaber musste sein Täfeli vom ersten Tag des Aktivdienstes an Tag und Nacht an einer Schnur um seinen

Halb gebunden auf seinem Körper tragen. Erst viel später bekam jeder Soldat ein besseres, zweiteiliges „Totentäfelchen“ aus Metall an einem Metallketteli, in das die Personalien zweimal, oben und unten, eingestanzt waren. Diese solide Erkennungs-



marke war in der Mitte perforiert, so dass die Namen allfälliger Kriegstoten durch Abbrechen der unteren Hälfte schnell hätten eingesammelt und den Dienstweg hinaufgeleitet werden können. Glücklicherweise wurden wir nie in Kriegshandlungen verwickelt.

Im Laufe des Aktivdienstes von 1939 bis 1945 erlebte ich ganz in meiner Nähe drei tragische Todesfälle.

Der erste passierte beim Klettern im Hochgebirge, und zwar zwischen Furka und Rotondohütte, im Gebiet der Muttentörl und des Leckihorns. Ich vermute, dass wir vom Lucendro und vom Cavampass her über den zackigen Grat kletterten, waren wir doch mehrmals im hinteren Bedrettal, bei der Rotondohütte und auf dem Furkapass stationiert. Drei Mann bildeten jeweils eine Seilschaft, und die Gruppen kletterten im Abstand von etwa hundert Metern hinter einander her. Da bestes Wetter herrschte, machte diese Felskraxerei richtig Spass, und die Stimmung war ausgezeichnet. Kein Mensch dachte an Krieg, eher

an Ferien im wunderschönen über die Menschenwelt erhabenen Hochgebirge!

Eben noch hatte die vor uns kletternde Dreiergruppe eine Felspitze bezwungen und uns fröhlich winkend zugejubelt. Kaum waren sie hinter ihrer Spitze verschwunden, hörten wir mit lautem Gepolter grosse Felsbrocken rechts hinunter auf den Gletscher stürzen. Als wir uns der Unglücksstelle näherten, sahen wir, dass ziemlich weit unten zwei Männer an ihrem Seil hingen, das sich irgendwo in den Granitbrocken verfangen hatte. Der dritte Kamerad ihrer Gruppe lag tief unten auf dem Gletscher. Der Offizier der vor-dersten Gruppe rief mit seinem Funkgerät Hilfe herbei, die sich nach schätzungsweise einer Stunde über den Gletscher näherte. Un-terdessen konnten die beiden unterschiedlich verletzten Kameraden mit vereinten Kräften auf den Grat heraufgezogen und vom Sanitäts-soldaten verbunden werden. Der Tote auf dem Gletscher unten wurde in Zelttücher ge-packt und von der Rettungsmannschaft ab-geschleppt, wobei auf dem Schnee und Eis des Gletschers eine dunkle, braune Blutspur zurückblieb. All dies mussten wir von oben mit ansehen.

Der zweite Unfall passierte auf dem

Furkapass, wo wir für längere Zeit in den Militärbaracken untergebracht waren. Das Wetter war keineswegs angenehm. Es war kalt, es schneite, regnete und stürmte Tag und Nacht. Doch der Militärdienst findet bekanntlich bei jedem Wetter statt. Wir kletterten mit kalten Händen im Fels und im Eis des Gletschers. Das Ab- und Aufseilen in den Gletscherspalten war, weil windgeschützt, noch die angenehmste Beschäftigung.

Einmal, im Sturm bei eiskaltem Schneetreiben, bestiegen wir einen Berg in der Nähe. Die Eiskörner kamen wagrecht dahergeflogen und stachen nicht wenig im Gesicht. Das führte dazu, dass wir alle unsere Gesichter zur Seite drehten, ja sogar mehr oder weniger rückwärts gehend den steilen Abhang hinaufstrebten. Endlich hatten wir den Gipfel des Bergs erkämpft und konnten im Windschatten ein wenig ausruhen. Wir bekamen im Hochgebirge stets auch eine besonders gute und reichhaltige Verpflegung, wie z. B. Kondensmilch, Landjäger, Speck, Bundesziegel (= Biskuit), Schokolade, Äpfel, Birnen, etc.

Mit dieser Tourenverpflegung hatte ich auf einem andern Ausmarsch von der Furka aus ein unangenehmes und

folgenschweres Erlebnis. Bei einem Stundenhalt sass ich ganz aussen an der Kante über einer ziemlich hohen Felswand. Da ich hungrig war, zog ich ein Stück Ruchbrot und einen Landjäger [= Dauerwurst] aus meinem Brotsack. Als ich nun mit meinem Soldatenmesser ein wenig Wurst abschneiden wollte, entglitt sie mir. Reflexartig erhaschte ich sie mit beiden Händen, bevor sie in den Abgrund stürzte und stach mir bei dieser Blitzaktion — ich hatte ja das Messer in meiner rechten Hand — mit der Spitze der scharfen Klinge in den untern Rand des vordersten Glieds meines linken Mittelfingers. Die Verletzung blutete nicht sehr stark, und während ich mein Mastuch um den Finger und um meine Hand wickelte, wurde mir ohn mächtig. Ich legte mich wie meine müden Kameraden auf den Rücken, und keiner von ihnen bemerkte den Unfall. Ich erlangte mein Bewusstsein erst dann wieder, als der Herr Leutnant mit seiner Trillerpfeife das Ende der Ruhepause bekannt gab und als mich einer meiner Kameraden aus dem „Schlaf“ aufrüttelte. Rasch packte ich meine Sachen zusammen und zog

mit der Gruppe weiter. Da meine Stichwunde nicht sehr gross war, meldete ich mich am Abend nicht bei der Krankenvisite. Ich wickelte ein Heftpflaster um meinen linken Mittelfinger und hielt die Hand einige Tage lang so häufig als nur möglich zu einer Faust zusammengeballt. Im verletzten Finger verspürte ich stets ein eigenartiges leichtes Kitzeln, besonders vorn in der Fingerspitze, und nach einiger Zeit stellte ich fest, dass sie mehr oder weniger gefühllos geworden war. Ich hatte offensichtlich bis auf den Knochen durchgestochen und dabei einen Nerv entzweitgeschnitten! Dieser Zustand blieb etwa fünf Jahre lang erhalten. Ich konnte den linken Mittelfinger beim Violinspiel kaum mehr verwenden. Nur sehr langsam wuchs der Nerv wieder in die Fingerspitze hinaus, dass die Empfindung noch nicht vollständig wiederhergestellt war, stellte ich noch im Jahr 1962, zwanzig Jahre nach dem Unfall, fest!

Obwohl dieser Futka-Kletterkurs im Sommer oder Herbst stattfand, schneite es eines Tages, und als wir zu unsern Militärbaracken zurückkamen, lag auf den steilen Abhängen zur Futkabahn hinunter vorüber-

gehend etwa fünf bis zehn Zentimeter nasser Neuschnee. Der Om [= Quartiermeister] war im Galakleid und in Ausgangsschuhen von Andermatt zu uns heraufgekommen, mit der Bahn und von oberhalb Realp aus zu Fuss. Er wollte die Soldaten an Ort und Stelle fragen, wie die von ihm vermittelte Verpflegung und wie die Unterkunft beurteilt wird, ausserdem wollte er wissen, ob der Nachschub immer pünktlich eintrifft. Wir lobten alles, besonders auch die reichhaltige und abwechslungsreiche Verpflegung. Zufrieden verliess uns der Om etwa um 18 Uhr, um über die Grasthalden zur Furkabahn hinunterzusteigen. Niemand ahnte Böses, bis um etwa 21 Uhr das Telefon schellte. Das Bataillonsbüro in Andermatt sorgte sich um den Om, der immer noch nicht im Hauptquartier angekommen war. Wir wurden sofort alarmiert und begaben uns den Spuren im Schnee folgend auf die Suche, und siehe, der Ärmste war im nassen Schnee auf dem Steilhang ausgerutscht und über einen gar nicht besonders hohen Felsklotz hinuntergestürzt. Da lag er und war offensichtlich tot, was der anwesende Militärarzt bestätigte. Wir schleppten den Verunfallten auf die Passhöhe hinauf und legten ihn in der Garage des Hotels auf einen Tisch. Eine „Totenwache“ wurde organisiert, aber bald wieder aufgehoben. Der Tote würde weder entfliehen noch gestohlen werden. Es genügte, die Garage mit dem Schlüssel ab-

zuschliessen. Tags darauf wurde die Leiche mit einem Lastwagen abgeholt.

Der dritte Militär Unfall passierte ganz in der Nähe von Dietikon. Ich hatte wegen erhöhter Alarmbereitschaft der Truppe plötzlich aus meinem Urlaub nach Otelfingen an der Lägeren einrücken müssen. Als ich dort eintraf, wurde ich sofort gewarnt. Alle waren nervös, und es blies nun ein ganz "schaffes Wind". Wir hatten auch einen neuen "ruppigen" Kommandanten bekommen. Der wurde nach einem amerikanischen "aussetzt gefährlichen Raubmörder von allen "John Dillinger" genannt. In Wirklichkeit war es der angesehene, respektierte und gefürchtete Major Züblin. Jede Kleinigkeit wurde hart bestraft und jeden Tag kam ein neuer Befehl heraus, um kontrollieren zu können, ob überhaupt und wie rasch dieser Befehl auch zum letzten Magazin, Küchengehilfe oder Uklauer gelangt. Meine Uniform wurde genau unter die Lupe genommen. Ich hätte ja "dem Dillinger" begegnen können! Meine Gabeltragriemen mussten "einheitlich", wie bei der ganzen Kompagnie, unter und nicht über den Achselpatten getragen werden!

Jeden Tag wurden wir von Otelfingen mit Lastwagen nach Bergdietikon gebracht, wo wir Panzersperren und Drahtverhaue zum Schutz der Stadt Zürich bauen mussten. Dort, wo jetzt unterhalb Dietikons der grosse Rangierbahnhof mit mehr als 90 parallel

verlaufenden Geleisen liegt, befand sich während des Kriegs ein Flugplatz, der auch vom Militär benützt wurde. Am Rande dieses Flugplatzes waren in grösseren Abständen flache Löcher ausgehoben worden, und in jedem Loch lag ein Mitrailleur bei seinem Maschinengewehr und bei seiner scharfen Munition. Diese Wachsoldaten mussten stets ihren Stahlhelm tragen, was oft bei der sommerlichen Hitze nicht besonders angenehm war. Jeder wusste ausserdem seinen scharf geladenen Karabiner und sein Bajonett in Reichweite. Diese wichtigen Wachposten wurden alle zwei Stunden ausgewechselt, denn der Flugplatz musste ununterbrochen, Tag und Nacht, sorgfältig bewacht werden. Es hätten hier ja fremde Fallschirmabspringer oder fremde Flugzeuge landen können!

Vom Flugplatz Hübendorf kamen einst um die Mittagszeit einige hohe Offiziere mit einem kleinen Flugzeug und landeten auf dem bewachten Feld bei Dietikon. Sie wollten in Spreitenbach einkehren und im Vorbeiweg die Wachen inspizieren. Einen der kontrollierten Soldaten fanden sie in tiefem Schlaf. Er lag in seinem Loch und hatte das landende Flugzeug gar nicht bemerkt! Leise nahmen die Offiziere dem ungetreuen Wächter seine gesamte Maschinengewehrmunition weg und liessen ihn ruhig weiter schlafen! Was aber nützt eine schlafende Wache?! Der Schläfer musste mit schar-

fern Arrest rechnen, werden doch die Wachvergehen am allerstrengsten bestraft!

Als der ertappte Soldat schliesslich erwachte, sah er das Flugzeug auf dem Feld stehen und erschrak. Er erschrak noch viel mehr, als er erkannte, dass seine Munition verschwunden war. Seine Angst und Verzweiflung wurden so gross, dass er, bevor er abgelöst wurde, eine Kurzschluss handlung beging. Wahrscheinlich sagte er sich: „Auf mich kann man sich nicht verlassen! Ich kann ja keinem Menschen mehr offen in die Augen sehen, so sehr muss ich mich schämen!“

Er richtete seinen Karabiner von unten auf seinen Kopf und erschoss sich in seiner Verzweiflung.

Der Vollständigkeit halber, und um Major Züblin gegenüber gerechter zu sein, folgt hier noch etwas ganz anderes. Eines Morgens im Gebirge (im Tavetsch oder Bedrettal) wurde ich ins Bataillonsbüro geholt. Major Züblin sagte zu mir: „Dort oben, auf drei Alpen verteilt und etwa drei Stunden von hier befindet sich für einige Tage eine unserer Kompanien bei Gefechtsübungen. Diese Leute will ich morgen früh im Morgenrauen in ihren Zeltlagern alarmieren und inspizieren. Ich will wissen, wie ernsthaft sie arbeiten. Es könnte ja sein, dass sie, fern vom Bataillonskommando eine Art Ferien-

lagerleben geniessen. Sie, Gebirgsschütze Klenk, bekommen die Aufgabe, heute nachmittag den Weg auf diese Alpen zu erkunden, so dass wir ihn auch in dunkler Nacht sicher finden. Schauen Sie besonders die Stellen an, wo wir Bäche überqueren müssen!" Das tat ich mütterseelenallein mit der genauen Landkarte in der Hand.

Um 01.30 Uhr in der Früh musste ich Major Züblin wecken, und dann zogen wir zu zweit los. Der von allen so sehr gefürchtete "Billinger" begann ein interessantes Gespräch mit mir und entspuppte sich als sehr vernünftiger und angenehmer Zivilist. Offenbar war er aber als Major der Truppe gegenüber ganz anders. Das werden wir bald aus aller-nächster Nähe erleben!

Als eine grosse Schlange unsern Weg kreuzte, da erschrak er, blieb stehen und sagte: "Kann man diese lebensgefährlichen Unwesen nicht besser bekämpfen?!" Ich entgegnete: "Das ist nicht nötig! Wenn wir diese Schlange nicht angreifen, nicht auf sie treten, dann tut sie uns nichts. Sie verkriecht sich schnell, und wahrscheinlich ist sie ohnehin eine harmlose Ringelnatter." Der hohe Offizier konnte nicht verstehen, wozu es so "unnütze" und "gausige" Tiere überhaupt gibt. In unserem längeren Naturkunde-Gespräch versuchte ich sorgfältig zu erklären, dass die Natur als Ganzes

immer wieder auf natürliche Weise für Ausgleich sorgt. Wenn es "zu viele" Schlangen gibt, dann vermehren sich "von selbst" deren Feinde. Wenn es aber zu viele Mäuse gibt, dann vermehren sich die Mäuse fressenden Vögel und Schlangen. Dies lässt sich mit einer Waage vergleichen, die immer wieder ausbalanciert wird. Wenn also der Mensch nicht "hineinpfuscht", dann reguliert sich das Naturgleichgewicht stets von selbst. Ein von Bauern angelegter riesiger Kartoffelacker ist natürlich ein wahres Paradies für den Colorado- oder Kartoffelkäfer! Wen wundert das?! Flugs holt der Mensch Insektengifte zu Hilfe und vergiftet vielleicht mehr als gut ist.

Dann erzählte mit Herr Züblin von seinen Kindern. Er freute sich über den unverwundlichen Erfindungsgeist der Kleinen, die in jeder Situation auch ohne Hilfsmittel immer wieder neue Spiele erfinden können. Ich erfuhr auch, dass der so sehr gefürchtete "John Willinger" zu Hause mit seinen Kindern "Auf dem Tisch und unter dem Tisch" spielt, ein selbst erfundenes Reaktionsspiel. Natürlich besprachen wir auch allerlei Schulprobleme, wobei Züblin Vergleiche zum Militärbetrieb zog. Er anerkannte und lobte die Selbstständigkeit und Vielseitigkeit der Schweizer Soldaten, von denen beinahe jeder einen anspruchsvollen Beruf erlernt habe. Jeder ein-

zelne bei uns sei im Militär so gut ausgebildet wie in Frankreich ein Gruppenführer. Dort verstehe daher nur der Unteroffizier sein Geschütz, und seine zehn oder zwölf Soldaten seien im Grunde genommen nur seine Handlanger, die ihm das Gerät transportieren und nach seinen Anordnungen bereitstellen, die Munition herbeischaffen und die Tarnung anbringen.

Kurz, ich erlebte mit „John Willinger“ bei dieser stundenlangen Nachtwanderung und Bergtour ein recht angenehmes und anregendes Gespräch über Natur, Familie, Schule und Militär.

Als wir schliesslich im Morgenrauen über die Baumgrenze hinaufgelangten und in einer Mulde das Zeltlager der gesuchten Mannschaft sahen, da sagte Major Züblin leise zu mir: „So, bis ich diese Leute überprüft habe, können wir nicht mehr nebeneinander marschieren und plaudern. Bleiben Sie bis nach der Inspektion etwa hundert Meter hinter mir. Züblin schlüpfte in ein Zelt zu den schlafenden Soldaten, ohne von der Wache bemerkt zu werden. Er weckte den Erstbesten und befahl ihm, den ganzen Zug zu alarmieren! Plötzlich kam Leben in die Gesellschaft. Der unaufmerksame Wachsoldat wurde fürchterlich angebrüllt. Alle krochen mit ihren Waffen heraus und Züblin schaute auf seine

Stoppuhr. Mit den letzten noch schläfrigen Nachzüg-
lern war der Herr Major gar nicht zufrieden und wet-
terte wie der Leibhaftige! „Vorwärts! Sofort da vorn
oberhalb dieses Felsens mit dem Geschütz in Stellung
und melden, wenn bereit.“ Als nach kurzer Zeit und
nach verschiedenen schrecklichen Donnerwettern alle
Geschütze in Stellung waren, wurde die Übung wieder
abgebrochen, und wir wanderten weiter zur nächsten
Aep. Züblin lobte mit gegenüber die Soldaten, Adeln-
te aber die Vorgesetzten, die Unteroffiziere und die
Offiziere, die viel zu spät aufgetaucht waren.

Was dies nicht wie Tag und Nacht? Der Herr
Major war abwechslungsweise Zivilperson und Mi-
litärkopf. Begreiflich, dass alle grossen Respekt, ja
geradezu Angst vor ihm hatten.

Die Kantonspolizei Zürich stellte aus mehreren
keinen Amateurfilmen einen grossen Landi-39-Film
zusammen und unterlegte die passende Musik, z. B.
„Landi-Dörfli“ und ähnliches. Dieser Film wurde
am 22.1.1993 in Dietikon vorgeführt und ich schweif-
te ab von der Landi 39 auf die Wahl General Guisan,
auf die Mobilmachung und erzählte einige Mi-
litärerlebnisse aus dem Aktiviendienst. Doch, es wä-
re noch vielerlei von der Landi, vom Schiffli-
bach, von unsern Schülerarbeiten, von der Höher-
strasse und aus dem Militärdienst zu er-
zählen!

26. 1. 93 Sitzung Heimatkundekommission

27. 1. 93 Adrian Klenk, geb. 27. 1. 79!

29. 1. 93 Kurs in Gerlikon: Seniorentanz: R. Fehlmann.

Am 30. 1. 93, Samstag, fuhr ich mit dem Auto nach Uster, wo in der Kläwi-Bibliothek eine wichtige Sitzung stattfand. Die Leiter von Ortsmuseen und Chronikstuben sollen wie die Bibliothekare eine regelmässige Weiterbildung geniessen können.

Anschliessend fuhr ich nach Wetzikon, wo die „Nordische Volkstanzgruppe“ ihre Generalversammlung durchführte und ihr 10-jähriges Bestehen feierte, und zwar im Altersheim am Wildbach, das vom Mitglied Beat Schönenberger umgebaut worden war. Die erste Probe, eingefädelt von Herrn Winiger und geleitet von mir, fand am 18. 1. 1983 im Schulhaus Münchhalde Zürich statt. Ich rekapitulierte die Geschichte des Vereins. Frau Winiger spielte im Orchesterverein Dietikon 2. Violine hinter mir und entdeckte bei meinen Musiknoten unter meinem Stuhl „Skräddarekadriljen“.
Am Orchesterwochenende 1982 am Sihlsee bei Familie Dr. Rottenberg besprach Herr Winiger mit mir die Gründung einer Tanzgruppe, die dann unter meiner Leitung in Zürich probte, später mussten die Proben nach Zürich-Fleurbaey verlegt werden. Ich formulierte die ersten Statuten, teilte die Tänze den verschiedenen Mitgliedern zu. Als die Gruppe selbständig war,

dreissig „internationale“ und dreissig nordische Tänze erlernt hatte, kam ich nur noch einmal im Monat zu den Proben. Als ein schwedischer Tanzleiter, Birger Tiberg, Landquart, gefunden war, wurden die Proben nach Richterswil verlegt, und ich konnte zurücktreten, wurde gleichzeitig erstes Ehrenmitglied der Gruppe.*

Am Sonntag zeigte mir Bea Sprecher ihre sehr schönen Farbphotos von Lipari, Panarea, Stromboli etc. und ausschliessend fuhr ich an diesem 31.1.93 durch einen Stau wegen Verkehrsüberlastung von Küssnacht übers Bellevue, Albisgüetli und Triemli zur Vorprobe und zum Mitspielen beim Abendgottesdienst in der alten Kirche Zürich-Albistrieden. Der Januar war 1993 sehr sonnig und warm, besonders in den Bergen, und viele Skifahrer benützten mit ihren Autos die Gelegenheit, unter der Hochnebeldecke hervorzukommen. Die Vegetation erwachte, erlitt aber einen Rückschlag als in der zweiten Hälfte Februar der Winter nochmals mit vorübergehendem Schnee und vor allem mit schneidender Kälte nochmals zurückkehrte.

* Für die „Nordische VT-Gruppe“ schrieb ich sofort eine genauere Entstehungsgeschichte.

Vor Jahren sprach Alfred Andersch in der Zürcher Schulsynode oder in einem Gesamtkapitel, und es war eine eindrucksvolle Rede. Ich hatte schon vorher seinen Roman „Kirschen der Freiheit“, 1952, gelesen, in dem er seine in Italien gewagte Flucht aus der Naziarmee zu den Amerikanern schildert. Weitere bekannte Romane von Alfred Andersch sind „Sansibar oder der letzte Grund“, 1957, „Die Rote“, 1960, „Efraim“, 1967, „Winterspelt“, 1974, und der 1981 nach des Verfassers Tod erschienene „Vater eines Mörders“.

Andersch hat vieles und ganz verschiedenes erlebt! Als der mittlere von drei Brüdern kam er in München zur Welt, und zwar in einer Familie, die Sympathie zu „völkisch-nationalen“, ja sogar zu faschistischen Kampfverbänden hegte, und in der auch spätere „Nazi-Größen“ als Gäste verkehrten.

Doch schon im Alter von 16 Jahren distanzierte sich Alfred von diesem „Geist“ und geriet ins entgegengesetzte Lager. Er schloss sich dem „Kommunistischen Jugendverband“ an. Als die Nazis die Macht übernommen hatten, wurde Andersch in Dachau eingesperrt. Freunde sei-

mit Familie konnten seine Freilassung erwirken, worauf er sich sowohl von der untergegangenen Linken, als auch von den nationalsozialistischen Zeitströmungen in sein „Juniere“ zurückzog, Rilke studierte und „Schriftsteller“ werden wollte.

Als gelernter Verlagsbuchhändler arbeitete Andersch nach 1933 als Buchhalter und später als Werbeleiter einer Hamburger Seifenfabrik. Erst gegen Ende des Kriegs, als die Nazis schon offensichtlich in Not geraten waren, wurde auch er zum Militärdienst aufgeboten. Dies geschah 1943, und schon 1944 stand er mit einer deutschen Einheit in Italien an der Front, wo die Amerikaner von Süden her unaufhaltsam vorrückten. Die äußerst lebensgefährliche Desertion gelang und deren genaue Schilderung in „Die Kirschen der Freiheit“ war 1952 das literarische Debüt des Schriftstellers Alfred Andersch. Die Amerikaner brachten ihn in die Kriegsgefangenschaft nach Amerika, wo er in der Redaktion der Zeitschrift „Der Ruf“ arbeitete. Schon 1946 konnte er nach Europa zurückkehren. In Deutschland setzte er seine publizistische Tätigkeit in der Presse und im Rundfunk vor allem mit literarischen Themen fort.

Im Frankfurter Rundfunk betreute er das „Abendstudio“ und gewann in Hamburg und

Stuttgart entscheidenden Einfluss. Er förderte den Einzelgänger Arno Schmidt (geb. 1914) und regte Diskussionen zwischen rechten und linken Intellektuellen an (Carl Schmitt, geb. 1888, und Theodor W. Adorno, 1903-1969).

Mit seiner Übersiedlung in die Schweiz 1958 befreite sich Andersch von der Hektik des deutschen Kulturbetriebs. Auch sah er - Mauersbau und Adenauer etc. - „einen besonders unangenehmen Faschismus“ voraus, „weil er sich als Demokratie gebärden wird.“

Bei Andersch spielen Literatur und Politik eine Rolle. Er ist Essayist und politischer Kritiker. Im Jahr 1933 zog er sich von der Linken zurück, lernte in den U.S.A. Roosevelts Demokratieverständnis kennen und näherte sich in den 70er Jahren neuerdings der linken Politik. Doch als Individualist hütete er sich, die Literatur zu politisieren.

Ich erzählte vom „Chauseinzug“ in Dietikon, der von Jahr zu Jahr pompöser wird. Er schloss 1992 mit Ausgaben von 4396.50 Franken ab. Daran leistete, wie man aus der Zeitung Anfangs 1993 entnehmen konnte, die Stadt Dietikon einen Beitrag von 3396.60 Franken. Ausserdem wurde der ehemaligen katholischen Jungmannschaft für die Deckung allfälliger Defizite bei der Durchführung des „Chauseinzugs“ ein jährlich wiederkehrender Kredit von 5000 Franken bewilligt.

Der „Kinder - Faschnachtsumzug vom 7. 2. 1993. Drei viertel Stunden dauerte es, bis der Kindergarten-Faschnachtsumzug 1993 an meinem Standort bei der Reppischbücke im Dietiker Oberdorf vorbeigezogen war. Rund 40 „ Sujets “ waren von den Schülern klassenweise einheitlich und meist geradezu künstlerisch gestaltet worden. Da sah man Tiere wie z. B. Fische, Marienkäfer, Schweine, Bären, Schwäne, Störche, Schmetterlinge, aber auch Pflanzen und Blumen, sowie Pilze. Ganze Völker und Volksgruppen, Indianer, Cowboys, Ausserirdische und Astronauten marschierten an mir vorbei und bewarfen mich mit „Confetti“. Die zwischen die Kindergruppen eingestreuten „Juggemusik-Vereine“ aus Dietikon und aus den Nachbargemeinden, ja sogar aus Gersau, alle prächtig kostümiert, gaben sich die grösste Mühe mit ihren Musikstücken.

Situationen und Zwischenfälle im Orchester und beim Musizieren!

Einige Jahre lang besuchte ich mit Maria wunderschöne Abonnementskonzerte in der Tonhalle Zürich. Grossen Eindruck machten uns die Pianistin Klara Haskil (Mozart) und der Geiger Jehudi Menuhin, aber auch die verschiedenen weltberühmten Orchester. (Klara Haskil, 7. 1. 1895 bis 7. 12. 1960, wird als „schweizerische Pianistin rumänischer Herkunft“ bezeichnet; Jehudi Menuhin, geb. 22. 4. 1916, als „amerikanischer Geiger, der in der Schweiz lebt“). Einst trat ein Violinvirtuose auf, und mitten im Spiel knallte eine seiner Saiten entzwei. Nach einer ganz kurzen Schrecksekunde griff er in seine Kitteltasche, zog eine neue, wahrscheinlich schon längere Zeit bespielte Saite heraus, warf auf seinem Platz stehen bleibend die kaputte Saite beiseite und spannte ohne Pinzette, ohne irgend ein Hilfsmittel - es war eine wahre Zirkusnummer - in der kürzesten Zeit die neue Saite auf! Das Orchester begann den un-
verbrochenen Satz von neuem und der Künstler spielte sein Stück, als ob nichts passiert wäre.

In unserem Diätikoner Laienorchester passiert, als wir noch wenig Übung hatten, ein ganz komischer Zwischenfall. Wir hatten für die Weihnachtsfeier in der reformierten Kirche mit Martin Schmid zwei Stücke eingeübt und

sie auch, bevor es ernst galt, noch einmal an Ort und Stelle auf der Empore durchgespielt. Wir alle saßen, vom riesigen Christbaum versteckt, auf unsern Plätzen, und der Dirigent erhob seinen Taktstock. Die Kerzen brannten. Gespannt und feierlich saß die Gemeinde unten im Kirchenschiff. Schon der erste Ton unserer Musik klang schauerlich, so dass wir Musikanten erschraken. Was war da wohl geschehen? Einige spielten das erste, andere das zweite Musikstück! Und zusammen klang das geradezu fürchterlich! Doch Martin Schmid unterbrach die teuflische Sache nicht. Er zählte hörbar: „Drei-zwei-drei-vier; Vier-zwei-drei-vier; fünf-zwei-drei-vier ...!“ und im Lauf der ersten Takte verwandelte sich das Chaos in Weihnachtsharmonie. Nach fünf oder sechs Taktten hatten sich alle Spieler im richtigen Stück zusammengefunden und hofften, die Zuhörer würden nun glauben, das sei moderne Weihnachtsmusik, in der vom heidnischen Chaos zur christlichen Harmonie hinübergeführt wird!

Vor Jahren sammelte ich lustige und komische Aussprüche von Dirigenten. Dabei sind auch einige von Martin Schmid. Als wir noch keine Orchestererfahrung hatten, konnte es passieren, dass wir an einer schwie-

rigen Stelle aus dem Takt gerieten und den Anschluss nicht mehr fanden. Da meinte Martin ziemlich ungehalten: „Flöhet doch müd immer uf spile, wän en Fäaler passiert D'SBTS staat au müd still, wän sie en Schnägge vercharet!“

Vom Skandinavischen Club waren Inge Baer, Beni Erne und ich in eine Villa am Zürichberg eingeladen worden. Wir sollten während der Buffet-Verpflegung der Gäste, echte Schwedenmusik spielen. Das Fest fand in einem prächtigen Garten bei schönstem Wetter statt. Als ich nun meine Geige auspackte, musste ich feststellen, dass der Bogen fehlte! Inge und Beni hatten keinen zweiten bei sich, den sie mir hätten geben können! Was tun?! Nach kurzem Überlegen wusste Beni guten Rat. Er bat mich um meinen Autoschlüssel. „Zu Hause, einige Strassen weiter unten, habe ich ja mein Cello! Ich hole meinen Cellobogen!“ Nach einer Viertelstunde war Beni wieder da, gab mir seinen Geigenbogen und spielte selber Geige mit seinem Cellobogen*. So unterhielten wir die Schweden mit echter nordischer Violinmusik!

* Während Beni Abwesenheit spielte ich mit seinem Geigenbogen und wir beschränkten uns auf zweistimmige Stücke!

Heute, am 15.2. '993, humpelte mir auf der Strasse in Dietikon eine ältere Frau entgegen. Mit ihrem Gehstock kam sie langsam näher, und als ich an ihr vorbeischrift, grüsste sie mich mit meinem Namen! Ich blieb sofort stehen und fragte: „Und wer sind denn Sie?“ Lächelnd entgegnete sie: „Frau Meule.“

Ach ja, Maria hätte diese Frau sofort erkannt! Vor einigen Jahren sassen Frau und Herr Meule bei einer öffentlichen Veranstaltung am gleichen Tisch wie Maria und ich, und wir sprachen über die Namen „Meule“ und „Meuli“. Ich hatte vermutet, diese Leute, die offenbar ganz in unserer Nähe (In der Lachen Nr 2) wohnen, könnten verwandt sein mit einem Kollegen gleichen Namens. Doch, Meules reklamierten, der Lehrer heisse bestimmt Meuli, ihr Geschlecht „Meule“ sei in der Schweiz sehr selten. Und die Meules haben recht!

Ich fragte die Ärmste, was denn passiert sei, dass sie am Stock gehen müsse, und sie gab zu, einen Unfall erlitten zu haben. Da fragte ich direkt: „Stürzten Sie beim Skifahren oder passierte ein Autounfall?“ – „Nein!“ – „Stürzten Sie vielleicht eine Treppe hinunter?“ – „Viel schlimmer und höher!“ – „Was kann den schlimmer sein?!“

Die Sache wurde immer spannender und geheimnisvoller, bis die Frau schliesslich zögernd gestand, aus dem dritten Stock ihres Hauses

beim Reinigen der Scheiben aus dem Fenster hin-
unter auf die Strasse gestürzt zu sein. Ich wollte
sofort wissen, auf was für eine weiche Unterlage
sie gefallen sei, denn ein solcher Sturz kostet doch
im „Normalfall“ das Leben! Da erklärte mir Frau
Meule, sie habe eben viel mehr als nur Glück ge-
habt. Sie sei mit der rechten Seite aufs Strassen-
pflaster gefallen, habe dabei, den rechten Ober- und
Unterarm sowie die Schulter gebrochen, auch Rip-
pen und Beine, aber der Kopf und alle inneren
Organe seien unverletzt geblieben. Wenn jemand
zu ihr sage: „Frau Meule, sie haben trotz allem
grosses Glück gehabt“, dann entgegne sie stets:
„Viel, viel mehr als nur grosses Glück! Mich hat
der Himmel bewahrt, und ich bin dankbar für
jeden Tag, den ich noch erleben darf. Ich verbrach-
te zehn Wochen im Spital. Jetzt aber ist alles
wieder einigermaßen zusammengeflickt. Ich
habe zwar noch Schmerzen im Ellenbogen und
in der rechten Schulter. Doch, ich will nicht
klagen!“

Di., 16. 2. 93, Beerdigung von Kollegin Fräulein
Maurer. Anwesend waren nur wenige Angehörige, der Schul-
präsident, kan.-Pierre Teuscher und wenige Kollegen. Bei-
setzung der Urne im Gemeinschaftsgrab.

Nun kommt mittwochs die „Donauprinzessin“ auch in
schweizerischen Fernsehen, und zwar in rascher Folge, jeweils
zwei Folgen unmittelbar nacheinander. „Gaby Dohm hat
die Schwarzwaldklinik verlassen. Als Verena Gräfin Schön-
wald leitet sie drunten in der Wachau ein Schloss-
hotel. Wann immer Kapitän Reimers (: Oliver Tobias),
pendelnd zwischen Wien und Budapest, mit der „Do-
nauprinzessin“ vorbeifährt, legt er an. Doch die Gräfin
ist nicht seine einzige Anlege; sein zweiter Ankerplatz
liegt in Wien bei Julia (: Brigitte Kattner). Dieser
Pendelverkehr läuft so lange störungsfrei, als die
Damen ahnungslos sind. Aber sie kommen dem
Donauschiffer auf die Schliche.“ Diese Fernsehserie
ist 73-teilig.

Die Mitglieder der Arbeitsgruppe „Volksstanz-
Archiv“ trafen sich am Bahnhofli Deisswil, und
zwar am frühen Nachmittag des 18. 2. 1993. Lotti
Schürch hatte ich schon im Schnellzug Bülach-
Bern getroffen. Annelis Aemis konnte nicht kom-
men. Ihre operierten Augen, auf denen sie aus-
ser einer Brille auch noch „Prismen“ tragen
muss, hinderten zu sehr. Auch Klara Stern liess

sich entschuldigen. Herr Louadout und Heinz Baumann sind gestorben, und Frau H. Geiser-Bachmann, die „UNESCO-Mitiantin“ unserer Gruppe, zog sich aus der eigentlichen Arbeit zurück. Ihr Forschungsgebiet sind die Musikinstrumente und nicht der Tanz.

Als ich mit Lotti in Weisswil eintraf, wartete dort bereits H. med. dent. Cyrill Renz mit seinem Auto. H. Géza Sebök und Martin Wey trafen kurz nacheinander ein. So waren wir diesmal nur unser fünf.

Im nicht weit vom Bahnhof entfernten Schulhaus führte uns Martin Wey zuerst, auf den grossen Bildschirm projiziert, einzelne Computerausdrucke vor. Er hat offensichtlich bereits einen Teil unserer Forschungsergebnisse eingegeben, und wir sahen, wie leicht Ergänzungen angebracht, Fehler korrigiert werden können. Wir änderten dies und jenes und fügten auf den Blättern mit den Angaben über die schweizerischen „Volksstanzpersönlichkeiten“ noch weitere Angaben bei, so z.B. den Geburtstag Klara Sterus (4. 12. 1901) und den von Inge Baer (17. 5. 1902).

Unsere Besprechungen setzten wir im Lehrerzimmer fort. Die STV (Schweizerische Trachtenvereinigung) hat nun endlich eingesehen, dass auf dem Gebiet des Volkstanzes etwas

geschehen sollte und daher eine „Forschungs-
kommission“, die FOKO, gegründet. Andreas
Wirth ist deren Präsident und zuständig für
die Tanzbeschreibungen, Paul Mangold ist der
Fachmann für die Volkstanzmusik.

Unsere seit 1986 tätige „Arbeitsgruppe
Volkstanzinventar“, neuerdings „Volkstanz-
archiv“, die AVTA, erstellte eine Liste der
Schweizertänze - heute umfasst sie 875 alte
und neue Tänze - und fügte bei jedem „alles“
bei, was man über den Tanz weiss: Kanton,
Region, Verbreitung, Art, Rhythmus, Quellen, Gewährs-
person, Choreograph, Komponist, Liedtext, Aus-
gaben, Publikationen, Tonträger etc. etc...

Der STV und den interessierten Gruppen
soll in nächster Zeit der Ausdruck einer be-
schränkten Anzahl unserer Tanzblätter zu-
gestellt werden. Diese Musterbeispiele sollen
erklären, was bisher geleistet wurde und zu
späterer Mitarbeit anregen (Nennung wei-
terer Tänze und Ergänzungen zu den bereits
erfassten Fakten). Eine Zusammenarbeit
zwischen AVTA und FOKO ist vorgesehen.

Nach dieser Arbeitsitzung besuchten wir
noch Annemarie und Martin Wey in ihrem
Einfamilienhaus am Grabenweg in
Stettlen.

Da ich nun schon in der Gegend von Bern war, reiste ich weiter nach Steffisburg, wo ich eine grosse Freude erlebte. Enkel Joachim Kleuk, geb. 24.2.1977, wurde von seinen Lehrern mit folgendem Schreiben fürs Gymnasium vorgeschlagen:

„Charakter: Normal gereift, arbeitet sehr gewissenhaft und gründlich. Sehr konstanter Wille, waches Interesse, vielseitig, ausgesprochen einfühlungsfähig, sensibel, noch etwas „verletzlich“.

Begabung: Ausgeglichen, breit begabt, arbeitet eher langsam.

Körperliche Eigenheiten: Normal entwickelt, gesund, beweglich, verdaut z. Jt. noch sein ziemlich rasches Wachstum.

Begründung: Aufgrund der erbrachten konstant sehr guten Leistungen in nahezu allen Schulfächern, seiner Denkfähigkeit und guten Arbeitshaltung kann Joachim für die Tertia des Gymnasiums unbedingt empfohlen werden.“

Einige Wochen später erfährt ich, dass Joachim prüfungsfrei ins Gymnasium aufgenommen wurde. Dort steht ihm allerdings bis Herbst 1993 eine strenge Bewährungs- und Probezeit bevor.

Karls Seminaristinnen und Seminaristen führten am 17., 19., 20., 26. und 27. Februar 1993 in der neuen Aula des Seminars Thun Kurt Tucholskys und Werner Hasenclevers Theaterstück „Kolumbus oder die Entdeckung Amerikas“ auf. Aus den Erläuterungen zum Stück lässt sich entnehmen, dass auch Juri Soyfers an der Gestaltung des Werkes beteiligt ist. Da die kurzen, aber wichtigen und treffenden Erklärungen zum Stück auf blaues Papier gedruckt sind, kann ich sie hier nicht kopieren. Ich schreibe sie wörtlich ab:

„Kurt Tucholsky (1890 - 1935), der humorvolle und geistreiche Zeitkritiker der Weimarer Republik, der sich mit seinen aggressiven und treffsicheren Pointen als Texter mancher Kabarettprogramme Bewunderung und Feindschaft geholt hatte, plante Ende der Dreissigerjahre ein abendfüllendes Stück. Geeignet schien ihm der Kolumbusstoff, mit dem er sich schon seit Jahren beschäftigt hatte, aber es wollte nicht recht „flutschen“, der Stoff zerfällt mit unter den Fingern“, meldete er der Gattin Mary im August 1928.

Alleine ging es also nicht. Zum abendfüllenden Stück wurde der Kolumbusstoff erst in der gemeinsamen Autorenarbeit mit Walter Hasenclever (1890 - 1939). Dieser war mit seinem Drama „Der Sohn“, 1916, zum

Das Columbus-Jahr 1992 rückte mit einer Flut von Feiern, Ausstellungen und Publikationen aller Art (zwei Kolumbus-Filme waren weltweit in den Kinos zu sehen) die Persönlichkeit des grossen Seefahrers und Entdeckers Christoph Columbus (1451 od. 1447-1506) ins Rampenlicht. Von noch grösserem Interesse war die Auseinandersetzung mit den Folgen dieser sogenannten Entdeckung: der Vernichtung ganzer Kulturen, der Ausbeutung und der Unterdrückung bis hin zur Situation, wie sie sich heute in Lateinamerika präsentiert.

Im Sommer dieses Columbus-Jahres entschloss sich die Theatergruppe des Seminars Thun, das Stück von Kurt Tucholsky und Walter Hasenclever -in der Bearbeitung von Jura Soyfer - aufzuführen. Was bewog uns dazu? Vorerst fühlten sich alle ganz einfach gepackt durch die spielerischen Möglichkeiten des Stückes: die prägnanten Dialoge, die kabarettistischen Elemente, die Chansons -eine Herausforderung zu Eigenkompositionen-, das alles sprach uns an. Erkennbar war auch die Notwendigkeit und Zulässigkeit, die Textvorlage für das kleine Ensemble zu bearbeiten.

Später, in der Phase des Ausprobierens und Erarbeitens, erschlossen sich uns schrittweise die verschiedenen Schichten des Stückes, das den Columbus-Stoff in eigener Weise interpretiert.

Spielfreude und ein aussagekräftiges Stück. Beides, so hoffen wir, können wir dem Publikum bieten.

REGIEASSISTENZ Yves Oppliger

TEXTBEARBEITUNG
INSZENIERUNG

Kurt Gilgen

DAS ENSEMBLE

Kolumbus
Diener
Anacoana
Vespucci
Medizinmann
Quintanilla
Häuptling
Santangel
König
Pepito
Königin
Indianerin
Vendrino
Strassensänger
Matrose
Telegrafbeamter
Strassensänger
Schiffsjunge

MUSIK

Vierzehn Stunden
Eingekauft hat

Wenn die Sonne untergeht Lorenz Indermühle

Wir machen die Bretter
zur Welt
Das Lied von den Verträgen
Diego, du armer Matrose
Auf auf ins ferne Indien
Aus dem Zeichen einer
Abendwolke
Die ham geglaubt
Wir machten die Bretter
zur Welt

Arrangements/ am Klavier Hanspeter Gilgen

BUEHNE / KOSTUEME Das Ensemble

TECHNIK Yves Oppliger

Christofer Spahn

Ruth Kummer

Lorenz Indermühle

Daryl Meier

Kurt Gilgen

Klaus Guggisberg

Regula Herren

Sandro Reichen

David Künzi

Hanspeter Friedli

Daryl Meier

Lorenz Indermühle

David Künzi

Hanspeter Gilgen

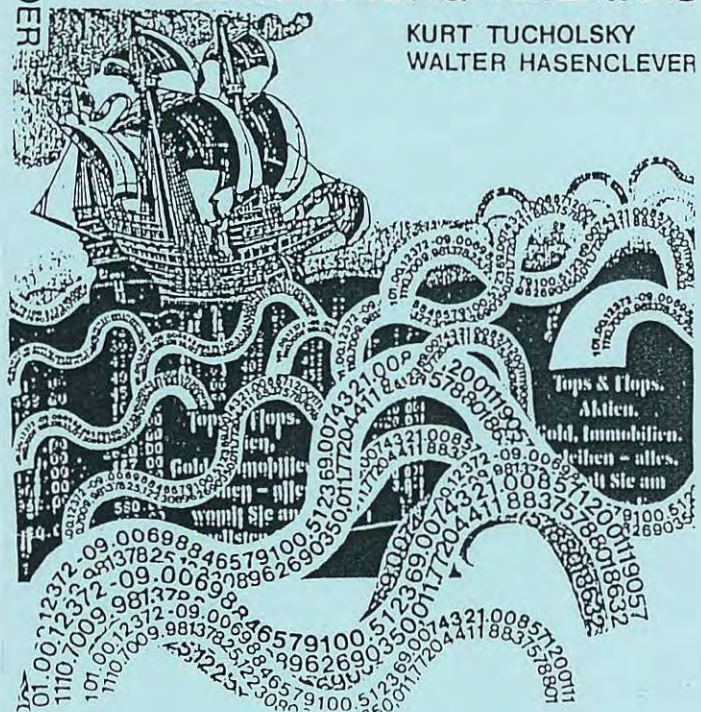
Das Ensemble

Yves Oppliger

KOLUMBUS

DIE ENTDECKUNG AMERIKAS

KURT TUCHOLSKY
WALTER HASENCLEVER



Seminar Thun, neue Aula

Vorstellungen:

Mi. 17.2.1993	Fr. 26.2.1993
Fr. 19.2.1993	Sa. 27.2.1993
Sa. 20.2.1993	

Zeit: 20.00 Uhr

Preis:

Erwachsene	Fr. 12.--
Schüler / Studenten	Fr. 9.--

Vorverkauf: Buchhandlung Lüthi, Thun
Tel. 033 22 39 38

Die Bretter, die von Weltbedeutung sind,
Sie werden heut zum Brettl unversehens.
Kollege, komm! Im Spiel, das nun beginnt,
Bist Du der Held und Träger des Geschehens.
Du bist der Held; doch bild' dir drauf nichts ein,
Wir sind sehr sparsam mit dem Glorienschein.
Ein Glorienschein, Kollege, kostet Licht!
Und wer bezahlt's? Der Held bezahlt es nicht!

.S.
.S. A .S.
X M Y
X P O F E R E N S

Die Unterschrift von Christoph Columbus bleibt geheimnisvoll. Wenn man die letzte Zeile auch leicht als "Christoph" (Christum Ferens="Christusträger") erkennen kann, gibt es für die Buchstabenpyramide keine sichere Erklärung.

Zum Stück

Kurt Tucholsky (1890-1935), der humorvolle und geistreiche Zeitkritiker der Weimarer Republik, der sich mit seinen aggressiven und treffsicheren Pointen als Texter mancher Kabarettprogramme Bewunderung und Feindschaft geholt hatte, plante Ende der Dreissigerjahre ein abendfüllendes Stück. Geeignet schien ihm dafür der Kolumbusstoff, mit dem er sich schon seit Jahren beschäftigt hatte, aber es wollte nicht "flutschen, der Stoff zerfällt mir unter den Fingern", meldete er der Gattin Mary im August 1928.

Alleine ging es also nicht. Zum abendfüllenden Stück wurde der Kolumbusstoff erst in der gemeinsamen Autorenarbeit mit Walter Hasenclever (1890-1939). Dieser war mit seinem Drama "Der Sohn", 1916, zum Wegbereiter des expressionistischen Theaters geworden. Getragen von einer pazifistischen Grundhaltung, wandte er sich im Laufe der Zwanzigerjahre verstärkt der Unterhaltungskomödie zu und wurde zum bissigen Zeitsatiriker in der Maske sprachlichen Humors und geistreicher Ironie. Tucholsky und Hasenclever hatten sich 1926 in Paris kennen und schätzen gelernt: 1931 begann die gemeinsame Arbeit am Kolumbus-Stück. Als die freche Heldendemontage im September 1932 in Leipzig zur Uraufführung kam, war das Autorenpaar längst im Schussfeld der künftig Mächtigen. Das Stück mit dem Titel "Kolumbus oder Die Entdeckung Amerikas" wurde nach zwei Vorstellungen auf braune Winke hin abgesetzt.

Jura Soyfers (1912-1939) Schicksal ist kein übliches, und doch ist es nicht untypisch für jene, die Oesterreichs Geistesleben in der ersten

Hälfte des 20. Jahrhunderts mitprägten. Bereits als Mittelschüler studierte er sozialistische Schriften und wurde überzeugter Marxist. Als Student, politischer Agitator und Literat belebte er in den Dreissigerjahren die Wiener Komödie mit politischem Zündstoff.

Wie das ungedruckte Kolumbus-Stück von Tucholsky und Hasenclever in seine Hände gelangte, ist bis heute nicht geklärt. Soyfer hat sich in seiner Bearbeitung teilweise eng an die Vorlage gehalten, indem er alle wichtigen Handlungselemente übernahm. Er verstärkte aber die Gesellschaftskritik und die satirischen Elemente, die im Original oft von Unterhaltung zugedeckt werden. Neben der politischen Zuspitzung sind es vor allem die Songs, die Soyfers Stück von der Vorlage unterscheiden. Er schrieb zu den vorhandenen sieben Songs fünfzehn neue dazu. Damit wurde seine Bearbeitung mit dem Titel "Broadway-Melodie 1492" weit mehr zur Revue als die Vorlage. Die Aufführung im Dezember 1937 wurde zu einem grossen Erfolg. Jura Soyfer aber sah sein Stück nie auf der Bühne; er war ein paar Tage vor der Premiere verhaftet worden.

Nachzutragen ist noch, dass alle drei Autoren Opfer des Nationalsozialismus geworden sind; Tucholsky, voller Verzweiflung über den scheinbar unaufhaltsamen Siegeszug der Nazis, setzte seinem Leben im schwedischen Exil ein Ende; Hasenclever tat dasselbe in Südfrankreich nach der deutschen Besetzung; Soyfer starb im Konzentrationslager Dachau an Typhus.

Wegbereiter des expressionistischen Theaters geworden. Getragen von einer pazifistischen Grundhaltung, wandte er sich im Laufe der Zwanzigerjahre verstärkt der Unterhaltungskomödie zu und wurde zum bissigen Zeitsatiriker in der Maske sprachlichen Tumors und geistreicher Fronie. Tucholsky und Hasenclever hatten sich 1926 in Paris kennen und schätzen gelernt. 1931 begann die gemeinsame Arbeit am Kolombus-Stück. Als die freche Heldendemonstration im September 1932 in Leipzig zur Uraufführung kam, war das Autorenpaar längst im Schussfeld der künftig Mächtigen. Das Stück mit dem Titel "Kolombus oder Die Entdeckung Amerikas" wurde nach zwei Vorstellungen auf braune Winke hin abgesetzt.

Jura Soyfers (1912 - 1939) Schicksal ist kein übliches, und doch ist es nicht untypisch für jene, die Österreichs Geistesleben in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts mitprägten. Bereits als Mittelschüler studierte er sozialistische Schriften und wurde überzeugter Marxist. Als Student, politischer Agitator und Literat belebte er in den Dreissigerjahren die Wiener Komödie mit politischem Grundstoff.

Wie das ungedruckte Kolombus-Stück von Tucholsky und Hasenclever in seine Hände ge-

langte, ist bis heute nicht geklärt. Soyfer hat sich in seiner Bearbeitung teilweise eng an die Vorlage gehalten, indem er alle wichtigen Handlungselemente übernahm. Er verstärkte aber die Gesellschaftskritik und die satirischen Elemente, die im Original oft von Unterhaltung zugedeckt werden. Neben der politischen Zuspitzung sind es vor allem die Songs, die Soyfers Stück von der Vorlage unterscheiden. Er schrieb zu den vorhandenen sieben Songs fünfzehn neue dazu. Damit wurde seine Bearbeitung mit dem Titel „Broadway-Melodie 1492“ weit mehr zur Revue als die Vorlage. Die Aufführung im Dezember 1937 wurde zu einem grossen Erfolg. Jura Soyfer aber sah sein Stück nie auf der Bühne, er war ein paar Tage vor der Premiere verhaftet worden.

Nachzutragen ist noch, dass alle drei Autoren Opfer des Nationalsozialismus geworden sind. Tucholsky voller Verzweiflung über den scheinbar unaufhaltsamen Siegeszug der Nazis setzte seinem Leben im schwedischen Exil ein Ende. Hasenclever hat dasselbe in Südfrankreich nach der deutschen Besetzung. Soyfer starb im Konzentrationslager Dachau an Typhus.

Das Columbus-Jahr 1992 rückte mit einer Fülle von Feiern, Ausstellungen und Publika-

tionen aller Art (zwei Columbus-Filme waren weltweit in den Kinos zu sehen) die Persönlichkeit des grossen Seefahrers und Entdeckers Christoph Columbus (1451 oder 1447 - 1506) ins Rampenlicht. Von noch grösserem Interesse war die Auseinandersetzung mit den Folgen dieser sogenannten Entdeckung: der Vernichtung ganzer Kulturen, der Ausbeutung und der Unterdrückung bis hin zur Situation, wie sie sich heute in Lateinamerika präsentiert.

Im Sommer dieses Columbus-Jahres entschloss sich die Theatergruppe des Seminars Thun, das Stück von Kurt Tucholsky und Walter Hasenclever - in der Bearbeitung von Jura Soyfer - aufzuführen."

Die Seminaristinnen und Seminaristen fühlten sich gepackt durch die spielerischen Möglichkeiten des Stückes, die prägnanten Dialoge, die kabarettistischen Elemente und die Chansons, die zu Eigenkompositionen herausforderten. Sie spielten mit sichtlicher Begeisterung und fanden ein begeistertes Publikum, das sich für die glänzende Vorführung mit grossem Applaus bedankte.

Die belgische Lektion

L.T. 20.2.93

Wir standen noch überrascht und staunend vor dem Zusammenbruch der Sowjetunion und sahen mit an, wie sich dieser scheinbar so monolithische Block in seine nationalen Bestandteile auflöste, als es bereits im jugoslawischen Gebälk zu krachen anfang; in einem grauenvollen Krieg zerfällt auch dieses Staatsgebilde in seine künstlich zusammengefügte nationalen Teile. Und inmitten dieses historischen Getöses hat sich auch die Tschechoslowakei in einem mühsamen Prozess, glücklicherweise gewaltlos und unblutig, in zwei autonome Staaten aufgespalten. Wir blicken vom westlichen Europa aus wie gebannt und mit einer gewissen Überlegenheit, um nicht zu sagen Überheblichkeit, auf diese Vorgänge, reden abschätzig von einer «Wiedergeburt des Nationalismus» im Osten und beklagen das Überhandnehmen eines längst überwunden geglaubten «nationalistischen Denkens». Man erklärt uns, diese Entwicklungen seien eine Reaktion auf die jahrzehntelange totalitäre Unterdrückung dieser Völker und mit der Zeit würden sich wohl derlei nationalistische Regungen ganz von selbst wieder verlieren. Die Nationen hätten in einem künftig vereinten Europa ohnehin ausgespielt.

*

Es mag modisch sein, alles Nationale, die Nationen, nationales Denken und Fühlen zu verachten, zu verspotten, zu verteufeln. Ob es auch richtig sei, ist eine andere Frage. Richtiger ist wohl viel eher, dass die Nation durchaus kein «Relikt der Geschichte» ist, sondern vielmehr eine *fortdauernde historische Kraft*. Die Nation ist das, in was man *hineingeboren* würde, wo man das Gefühl hat, dazugehören, wo man ein Gefühl des Geborgenseins hat, ein Heimatgefühl. Dieses Nationalgefühl, dieses Nationalbewusstsein – das nicht verwechselt werden darf mit nationalistischer Überheblichkeit! – hat keineswegs abgewirtschaftet, wie man uns gelegentlich weismachen will. Im Gegenteil: die Franzosen fühlen sich seit eh und je und



Eduard Stäuble

wohl auch in Zukunft als Franzosen, die Engländer als Engländer, die Spanier als Spanier – aber auch die Basken als Basken, die Korsen als Korsen, die Schotten als Schotten. Eine *nationale Identität* ist und bleibt für das Individuum ein unentbehrliches Bedürfnis. Wer diese Tatsache nicht akzeptieren will, wird wenig begreifen vom Aufbruch der Völker in Osteuropa; und er wird auch das Bestreben der Katalanen, der Bretonen, der Lombarden, der Flamen und Wallonen nach mehr Selbständigkeit nicht verstehen.

*

Was sich nämlich seit langem in *Belgien* abspielt – die immer deutlichere Trennung von Flamen und Wallonen –, ist im Grunde genommen als historischer Prozess kein bisschen weniger dramatisch, als was sich in Osteuropa ereignet. Es vollzieht sich nur in aller Stille, ohne grossen Revolutionslärm. Seit Jahrzehnten schreitet die *Separation von Flamen und Wallonen* in Belgien voran, hartnäckig und unaufhaltsam. Und eines vermutlich absehbaren Tages wird Belgien aus zwei weitgehend selbständigen Republiken bestehen, die dem «Zentralstaat» nur noch ganz wenige Aufgaben überlassen und ihn fast ganz überflüssig machen. Es geht eben um weit mehr als nur um einen «läppischen Sprachstreit», es geht um die *kulturelle Identität* und *politische Selbständigkeit* zweier höchst unterschiedlicher Völker.

Zurzeit wird die Scheidungsurkunde vorbereitet: 32 von 140 *Verfassungsartikeln* sollen geändert werden. Der neue *Artikel 1* lautet: Belgien ist ein Bundesstaat, der aus den drei Regionen *Flandern*, *Wallonien* und der zweisprachigen Hauptstadt *Brüssel* besteht. Die *Provinz Brabant*, in der Brüssel liegt, wird in einen flämischen und einen wallonischen Teil aufgespalten. Dieser erste Artikel ist vom belgischen Abgeordnetenhaus knapp genehmigt worden. Der Verfassungsänderung muss auch noch der Senat zustimmen.

Eduard Stäuble:



L.T. 3. 1993

Durch meine Brille

Wiener Notizen

Zeitgeschichtliche Entwicklungen und Ereignisse schaffen oft ganz neue berufliche und geschäftliche Möglichkeiten, eröffnen Chancen für clevere Leute.

Mein Sitznachbar auf dem Flug nach Wien, mit dem ich ins Gespräch komme, ist Bulgare. Er lebt seit etwa zehn Jahren in der Schweiz, wo er als Baukaufmann tätig ist. Jetzt fliegt er nach *Moskau*; er tut das öfters und regelmässig, denn er baut in Russland Wohnungen für die aus der DDR zurückkehrenden sowjetischen Soldaten und Offiziere. Die Bundesrepublik Deutschland fördert den Abzug dieser Truppen, indem sie für den Wohnungsbau in Russland 550 Millionen Mark zur Verfügung stellt. Die Russen allein wären aber nicht in der Lage, dieses riesige Wohnbauprogramm zu realisieren. Sie brauchen Hilfe von erfahrenen Fachleuten. Allerdings muss man die russische Sprache gut beherrschen, wenn man in Moskau an die richtigen Stellen herankommen will. Mein Flugnachbar spricht fliessend russisch (und sehr gut deutsch).

So kommt es, dass ein *Bulgare*, der in der Schweiz lebt, mit *bundesdeutschem Geld* in *Russland* Wohnungen baut für Sowjettruppen, die aus der *DDR* zurückkehren...

*

In *Wien*. Vortrag im Presseclub über «*Die Schweiz und die EG nach dem 6. Dezember 1992*». Anschliessend Diskussion. Wie immer in solchen Fällen muss man mit Fragen rechnen, die mehr oder weniger abseits vom Thema liegen. Einer kommt auf das *Frauenstimmrecht* zu sprechen, das wir Schweizer den Frauen so lange vorenthalten hätten. – Auf diese Frage reagiere ich meist recht sauer, vor allem, wenn sie mir im Ausland gestellt wird. Für diesen Fall habe ich mir eine Standardantwort zurechtgelegt:

«Die Schweizer Frauen sind die *einzigsten Frauen in der Welt*, die heute in allen Dingen und auf allen Ebenen ein umfassendes Stimm- und Wahlrecht haben. Wo gibt es das heute auf der Welt? Gewiss, bei uns dauert es manchmal etwas länger, bis etwas verwirklicht ist, dann aber geschieht es meist gründlicher als anderswo.» Und ich erlaube mir jeweils die Gegenfrage: Wie steht es denn mit dem *Frauenstimmrecht bei Ihnen* – in Frankreich, in Deutschland, in Österreich oder sonstwo?

Das Frauenstimmrecht war lange Zeit ein Thema, mit dem die Medien in aller Welt das Bild einer heillos rückständigen Schweiz verbreiteten. Und jetzt ist es manchmal kaum mehr auszurotten. Es ist erstaunlich und ärgerlich, wie lange sich Vorurteile halten können.

*

Wie es denn mit der europäischen *Solidarität* der Schweiz in der *Flüchtlings- und Asylpolitik* bestellt sei, wollte ein anderer wissen. Eine Frage, die man im Ausland immer wieder zu hören bekommt. Und dann schlägt mir einer die unseligen Äusserungen um die Ohren, die *Bundesrat Ogi* im Juli letzten Jahres im Österreichischen Rundfunk getan hat: in der Schweiz frage man sich, warum «diese Leute» in Jugoslawien sich die Köpfe zerschlagen und ihr Land kaputtmachen, «die wollen kommen und dann sollen wir finanziell helfen, das Ganze wieder aufzubauen». Das sei etwas, wofür man in der Schweiz kein Verständnis habe. Die jugoslawische Zivilbevölkerung könnte sicher auch etwas dazu tun, um «diesen endlosen und fürchterlichen Krieg, der nicht mehr in die heutige Zeit passt, zu beenden».

Natürlich weiss man, dass Bundesrat Ogi diese fatalen Worte *bedauert* und sich dafür *entschuldigt* hat. Aber trotzdem geistern sie noch immer in Österreich herum. Das beweist nur, wie schwierig es ist, solche Aussprüche zurückzuholen, wenn man sie einmal auf die weltöffentliche Umlaufbahn gebracht hat. Sie übertönen bei weitem die Tatsache, dass die Schweiz, gemessen an der Bevölkerungszahl, mehr Flüchtlinge aufnimmt als die meisten andern europäischen Länder. Aber das weiss kaum jemand.

Manchmal frage ich mich, ob die Schweiz genügend tut, um in der Welt draussen ein möglichst wahres Bild unse-

res Landes zu zeigen. Dort haben die einen ein höchst *positives*, schmeichelhaftes Bild von uns, die andern ein übertrieben *negatives*. Will man beides richtigstellen, kommt man oft in eine unangenehme Lage: Wirkt man dem allzu positiven Bild kritisch entgegen, kommt man sich als «Nestbeschmutzer» vor; korrigiert man das negative Bild zum Besseren hin, gerät man in den Geruch eines patriotischen «Ländchen-

vergolders». Beides möchte man nicht sein. Solche Diskussionen können im Ausland manchmal zu richtigen *Verhören* werden, und man ist froh, wenn man sie einigermaßen glimpflich hinter sich gebracht hat.

*

So hat mir in einem *Radiointerview* ein österreichischer Hörer auch die Frage gestellt, was ich denn meine zu den *Geldwäschereien* der Schweizer Banken. *Jean Ziegler* habe im österreichischen Fernsehen erzählt, wie schlimm es die Schweiz mit den schmutzigen Geldern treibe.

Zuerst musste ich mir die aufkeimende Wut auf *Jean Ziegler* verbeissen, um dann möglichst ruhig zu antworten: Die Geldwäscherei sei natürlich eine üble Sache. Sie werde auch in der Schweiz verurteilt, und Bundesrat und Bankenkommision täten ihr möglichstes, um diesen kriminellen Geschäften zu wehren. Aber in *Österreich* werde – nachgewiesenermassen – kaum weniger schmutziges Geld gewaschen als in der Schweiz – nur habe *Österreich* das grosse Glück, *keinen Jean Ziegler* zu haben, der sein eigenes Land in aller Welt verschreie.

Das Zerrbild, das *Ziegler* (und andere Leute) von der Schweiz in aller Welt verbreiten, schadet unserem Land vermutlich viel mehr als der negative Ausgang der EWR-Abstimmung... In

Österreich jedenfalls findet man viel Verständnis für die abwartende EG-Haltung der Schweiz.

*

Was die *Österreicher* übrigens viel stärker beschäftigt als uns, das ist die *Neutralitätsfrage*. Das kommt in jeder Diskussion zum Ausdruck. *Österreich* möchte an seiner Neutralität unbedingt festhalten und klammert sie daher aus den Verhandlungen mit der EG vorderhand aus. Man spürt in Wien eben die Nähe des *Balkans* und des *Ostens*. Das Gefühl, es könnte in den osteuropäischen Ländern zu gefährlichen inneren Konflikten oder gar zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen einzelnen Staaten kommen, ist stark verbreitet. In dieser Situation gewinnt die Neutralität für *Österreich* eine erhöhte Bedeutung. Sie ist für *Österreich* zurzeit ebenso unverzichtbar wie für die Schweiz. An Rang und Wert könnte sie wohl erst dann verlieren, wenn eines Tages ein umfassendes und zuverlässiges *europäisches Sicherheitssystem* bestünde. Ein solches aber ist heute noch in weiter Ferne...

*

Dienstag, 26. Januar: Die österreichische Regierung gibt die *12 Punkte* bekannt, die als Grundlage für die *Verhandlungen mit der EG* dienen sollen. Was ich davon halte, werde ich gefragt. Ich will ausweichen: es könne nicht meine Sache sein, mich in die Politik unserer Nachbarn einzumischen. Gleichwohl, heisst es, ich hätte aber doch sicher eine persönliche Meinung. Ja, sage ich, die österreichischen Vorbedingungen für die

EG-Verhandlungen würden mich nicht befriedigen, weil sie fast ganz im wirtschaftlichen Bereich steckenbleiben und mit keinem Wort auch ein *paar grundsätzliche Probleme der EG* ansprechen: *Demokratiedefizit, Föderalismus, Subsidiarität, europäische Verfassung* usw.

Man gehe viel zu unterwürfig und zu kompromissbereit in diese Verhandlungen. Die Mängel des Maastrichter Vertrages müsse man aber *jetzt* zur Sprache bringen. Wer diesem Vertrag einschränkungslos zustimme, verhindere seine dringend notwendigen Reformen. Später werde es *zu spät* sein.

Dann zitiere ich den grossen Geiger *Sir Yehudi Menuhin*, der zwei Tage vor der EWR-Abstimmung in der *«Zeit»* geschrieben hat: «Die Schweiz tut gut daran, sich nicht blindlings ins EG-Abenteuer zu stürzen. Die Schweiz sollte vor einem Beitritt zur Europäischen Gemeinschaft einen Forderungskatalog aufstellen... Einem Europa mit flexiblen Strukturen, das Aufgaben an die jeweils geeignete Organisationsstufe verteilt und nicht zentralistisch alles an sich reisst, könnte die Schweiz ohne Vorbehalte beitreten. Doch bis eine derart *umgewandelte* Europäische Gemeinschaft verwirklicht ist, bleibt sie besser ausserhalb – und dient als Beispiel und Mentor.»

Ich finde diese Worte von *Yehudi Menuhin* bemerkenswert. Er beweist damit als Künstler ein feineres Gespür für das politisch Notwendige als mancher abgebrühte Politiker.

*

Mittwoch morgen. Auf der *Kärtnerstrasse*. Graue Wolken jagen über die Stadt. Der Wind stürmt. Es schneit, graupelt und regnet, alles durcheinander. Eine unfreundliche, düstere Stimmung. Aus einer Nebengasse dringen klagende Trompetentöne. Sie kommen näher, vermischen sich mit Mozarts Requiem. Ein Trauerzüglein taucht auf, etwa dreissig Leute, angeführt vom Trompeter in Frack und schwarzumflorten Zylinder. Hinter ihm sechs schwarzgewandete Männer, die einen schwarzen Sarg tragen. Gefolgt von Transparentträgern; auf schwarzen Tüchern weiss geschrieben: «Die *Toleranz* muss sterben – der *Sarg* ist voll» und «*Toleranz* – das *Volksbegehren* ist das *ENDE*.» Zuhinderst zieht eine Frau einen Lautsprecherwagen mit, aus dem das Requiem von Mozart tönt.

Ein schaurig-grausiger Protestmarsch, so ganz nach dem makabren Geschmack der Wiener. Vor der Malteserkirche hält der Zug an. Fototermin für die herbeige-

eilten Fotografen und Fernsehleute. Alles unter dem Schutz der Polizei. Es sind mehr Polizisten da als Demonstranten.

Haiders «Volksbegehren» für eine strengere Haltung der Regierung gegenüber Flüchtlingen, Asylanten und Ausländern allgemein bewegte die Gemüter der *Österreicher* sehr stark. Gegner und Befürworter lieferten sich harte Propagandagefechte. *Haider* selber rechnete mit 600 000 bis 800 000 Unterschriften. Er brachte es nur auf rund 415 000 (das sind 7 Prozent der österreichischen Stimmberechtigten).

Als Schweizer hat man zunächst einige Mühe zu begreifen, warum so ein «*Volksbegehren*» derart heftig bekämpft wird. Man sagt sich: Möge es eben zustande kommen, dann kann ja das Volk immer noch darüber abstimmen und es annehmen oder ablehnen. Mitnichten! In *Österreich* kommt ein «*Volksbegehren*» *nicht vors Volk*. Wenn es mindestens 100 000 Unterschriften auf sich vereinigt, ist es nicht viel mehr als eine unverbindliche *Anregung*. Der *Nationalrat* muss es dann zwar behandeln, aber er ist keineswegs verpflichtet, das geforderte *Gesetz* zu beschliessen. Insofern ist ein solches «*Volksbegehren*» kaum viel mehr als eine Farce. Es ist kein echtes demokratisches Instrument, sondern eignet sich vor allem für *parteilpolitische Propagandazwecke*. *Haider* weiss das sehr genau. Er bedient sich des «*Volksbegehrens*» als Mittel der Demagogie. Sehr zum Schaden der Demokratie.

Gefährliches Spiel

L. T. 13.3.93

Aus dem Lärm und Geschrei der Frauen vor dem Bundeshaus stach ganz deutlich ein Ruf hervor, der Ruf: «Stüürboykott! Stüürboykott!», und ein paar schrieen es lauthals nach: «Stüürboykott, Stüürboykott!»

Es liegt mir fern, alle Frauen in den gleichen Topf zu werfen. Die etwa fünfhundert Frauen, die am 3. März vor dem Bundeshaus den Namen «Christiane! Christiane!» skandierten, vertreten gewiss nicht die Meinung aller Schweizer Frauen. Darum geht es auch gar nicht. Da mögen die einen meinetwegen für Christiane Brunner als Bundesrätin eintreten und die ändern sie ebenso überzeugt ablehnen. Das hat etwas mit demokratischer *Meinungsfreiheit* zu tun.

Kritisch wird es hingegen dann, wenn unterlegene Gruppen einen demokratisch zustande gekommenen Entscheid *nicht akzeptieren* wollen. Auch das ist zwar ihr gutes Recht, und es ist ihr gutes Recht, den unbeliebten Entscheid zu bekämpfen. Aber es kommt darauf an, wie. Es gibt dafür rechtmässige Mittel, und die Unterlegenen mögen sich ihrer bedienen, bis sie am Ende ihr Ziel (vielleicht) erreichen. Das war beispielsweise beim *Frauenstimmrecht* so, und das wird auch mit anderen politischen Forderungen so sein.

*

Kein vernünftiger Mensch (auch kein vernünftiger Mann!) ist gegen *eine Frau* im Bundesrat. Auch nicht gegen zwei, drei oder gar noch mehr Frauen. Wenn die Zeit dafür reif ist und die Umstände günstig, ist es bald einmal soweit. Man sollte nur nicht vergessen, dass die Frauen lange Zeit keinen Zutritt zur politischen Arena hatten (viele suchten diesen Zutritt auch gar nicht). Jetzt dauert es eben seine Zeit, bis im ganzen Land und auf allen politischen Ebenen immer und überall genügend geeignete Frauen für alle politischen Ämter bereitstehen. Das wird sich sicher sehr rasch ändern, und es wird immer mehr Frauen geben, die zu Recht einen Anspruch auf hohe und höchste politische Posten anmelden. Wir dürfen ihnen nur nicht mit allzu engen verfassungsmässigen und parteipolitischen Hindernissen den Weg dazu verbauen.

Wenn «Genf» unbedingt in den Bundesrat muss – muss es unbedingt? –, dann hätten eben die Sozialdemokraten rechtzeitig dafür sorgen müssen, dass sie der Bundesversammlung mindestens einen Zweier-Frauenvorschlag hätten unterbreiten können. Eine «Vogel, friss oder stirb»-Taktik lässt sich ein Parlament als Wahlbehörde nicht gern gefallen. Das hätte man sozialdemokratischerseits schon ein bisschen bedenken müssen.

*

Aber «Christiane oder nicht Christiane?» ist hier nicht die Frage. Die Frage

ist vielmehr: Was für eine politische Mentalität vertreten Frauen, die, wenn es bei einer Bundesratswahl nicht gleich nach ihrem Kopf geht, in den Ruf ausbrechen: «Stüürboykott! Stüürboykott!» Und die damit ausdrücklich zum offenen *Gesetzesbruch* auffordern. Ist das noch ein Ausdruck demokratischer Gesinnung, ein Ausweis für politische Reife? Oder nicht vielmehr ein bedenkliches Zeichen für ein *beschädigtes Demokratieverständnis* und für ein *verlorengegangenes Rechtsbewusstsein*? Wohin aber gerät ein Staat, wenn seinen Bürgerinnen und Bürgern immer mehr das Bewusstsein für Recht und Unrecht abhanden kommt?

Wohlverstanden: Es kommt nicht einfach auf ein vages «*Rechtsgefühl*» an. Gefühlsmässig mag einer etwas für Recht oder Unrecht halten, das ist sein ganz persönliches Empfinden. Es geht um mehr: um das *Rechtsbewusstsein*, und das hat etwas zu tun mit der verbindlichen Gültigkeit von Gesetzen und mit unserer verstandesmässigen Einsicht in deren Gültigkeit. Das Rechtsbewusstsein gründet in der Überzeugung, dass das Recht für unser menschliches Zusammenleben im Staat unbedingt nötig und unerlässlich ist. Wo kämen wir denn hin, wenn niemand mehr die gültigen rechtlichen Normen anerkennen und die verbindlich gesetzten rechtlichen Schranken beachten wollte? Ohne Rechtsbewusstsein endet jede Gesellschaft rasch in rechtlicher Verwilderung und Verwilderung, in Chaos und Anarchie.

*

Natürlich sind auch demokratisch zustande gekommene Gesetze keine unfehlbaren Dogmen, gültig für alle Ewigkeit. Auch das Recht ist etwas Wandelbares; auch Gesetze bedürfen von Zeit zu Zeit der Prüfung und Neuanpassung. Aber das ist immer Sache des *mehrheitlichen Volkswillens* und liegt nicht im Ermessen jedes einzelnen, auch nicht in der Vollmacht unzufriedener Gruppen und Minderheiten. Das öffentliche Rechtsbewusstsein macht seine Wandlungen durch. Doch damit neue Rechtssetzungen Gültigkeit erlangen können, bedürfen sie immer der Zustimmung einer Mehrheit.

Wenn ein paar zornige Frauen vor dem Bundeshaus rufen: «Stüürboykott! Stüürboykott!», so ist das ein bedenklicher Ausdruck eines angeschlagenen Rechtsbewusstseins. Die Zeichen für ein schwindendes Rechtsbewusstsein häufen sich in jüngster Zeit. Sie tun sich kund in illegalen Hausbesetzungen, in der Besetzung von Waffenplätzen und Kraftwerkbauten, in der Unterschlagung für rechtmässig ausgewiesene

Asylanten, im Jura-Terrorismus, im Volkszählungsboykott. Ins gleiche traurige Kapitel gehört es aber auch, wenn Versicherungsbetrug und Steuerhinterziehung nur noch als Kavaliersdelikte gelten.

Dass unterlegene Gruppen immer öfter glauben, mit illegitimen Mitteln ihre Forderungen durchsetzen zu können, ist eine beängstigende Entwicklung . . . viel beängstigender und gefährlicher, als wenn bei einer Bundesratswahl nicht gleich ein Einer-Frauenvorschlag durchdringt.

*

Man muss sich fragen, woher dieser auffällige Zerfall des Rechtsbewusstseins kommt. Das hat verschiedene Gründe. Einer mag im fortschreitenden Zerfall jeglicher Autorität liegen, im Zerfall der elterlichen, der lehrerlichen, der kirchlichen, der politischen Autorität. Dieser wiederum geht zurück auf einen in der Neuzeit masslos übersteigerten Individualismus. Immer verbreiteter hat sich die Einstellung durchgesetzt: Jeder ist sich selbst der Nächste. «Selbstverwirklichung!» lautet die Idealparole. Zuerst *ich* – und dann lange, lange nichts und niemand mehr. Ich lasse mir nichts und von niemandem mehr etwas vorschreiben! Wo solche Gesinnung einreißt, gerät zwangsläufig die *Gemeinschaft* in Gefahr. Dann gibt es bald keine für alle gültigen Spielregeln mehr. Dann löst sich das allgemein verbindliche Rechtsbewusstsein auf.

Mitschuldig daran ist oft auch *der Staat selber*, weil er die Gesellschaft mit einer *Flut von Gesetzen* überschwemmt. Die rechtlichen Vorschriften häufen sich auf allen Lebensgebieten dermassen, dass die Bürger schon längst den Durch- und Überblick verloren haben. Jedem kann es leicht passieren, dass er sich in diesem Gesetzesgestrüpp verstrickt; die vielen Normen dienen am Ende nur noch als *Advokatenfutter*. Angesichts dieser Gesetzesinflation verliert der Bürger immer mehr die Achtung vor den Gesetzen. Er nimmt sie immer weniger ernst und gewöhnt sich an das Übertreten von Geboten und Verboten. Er macht sich sogar einen Sport daraus. Der Dichter *Justus Frey* hat dieser verächtlichen Haltung einmal in einem satirischen Spottvers Ausdruck verliehen:

*Das Gesetz
ist ein Netz
mit Maschen, engen und weiten;
durch die weiten
schlüpfen die Gescheiten
und in den engen
bleiben die Dummen hängen.*

Vielfach sind es auch *die Politiker selber*, die zum Verlust des Rechtsbewusstseins beitragen und die Rechtsverdrossenheit im Volk fördern. Wenn sie als Vertreter bestimmter Interessen immer neue Gesetze schaffen, die hauptsächlich *ihrem eigenen Vorteil* dienen oder der von ihnen vertretenen Institution, dann leidet darunter nicht nur ihre eigene Vertrauens- und Glaubwürdigkeit, sondern auch der Respekt im Volk vor solchen Gesetzen. Das trägt auch zur Schwächung des allgemeinen Rechtsbewusstseins bei. Ein Volk mit defektem Rechtsbewusstsein verliert aber am Ende seine *Demokratietauglichkeit*. Wo der Staat zum rechtlichen Selbstbedienungsladen wird und schliesslich nur noch jeder und jede macht, was er oder sie will, solch ein Staat gerät an den Rand des Abgrunds.

*

Natürlich wäre es falsch und masslos übertrieben, wollte man den Ruf einiger Frauen nach einem Steuerboykott (wegen der Nichtwahl Christiane Brunners) bereits als staatsgefährdenden Akt betrachten. Die spontane Aufforderung dazu entsprang dem aufgewühlten Gemüt einiger enttäuschter Frauen. Aber auch wenn man darin nicht gleich eine ernsthafte Staatsgefährdung sehen wird, öffnet so ein *Boykottaufruf* doch den Blick in eine Denkweise, die uns nicht ganz gleichgültig sein darf. Man sagt: Wo ein Rauch ist, ist auch ein Feuer.

Wer heute zum Gesetzesbruch aufruft, läst immerhin ahnen, welche Absichten, Möglichkeiten und Bereitschaften in seinem Innern schlummern. Was heute vielleicht noch ein harmloser Schlachtruf ist, kann schon morgen zur illegalen Tat werden. Je mehr das allgemeine Rechtsbewusstsein abstupft, um so grösser wird die Gefahr, dass der Rechtsstaat langsam, aber sicher vor die Hunde geht. Man kann darum nicht genug auf unsere unentbehrlichen und unersetzlichen *Grundwerte* hinweisen. Wer leichtfertig mit dem Rechtsbewusstsein spielt, muss wissen, dass er ein gefährliches Spiel treibt.

Eduard Stäuble:



Durch meine Brille

6. März

«Ungeheuer ist vieles...»

Nachdenken über einen Satz! Er stammt von *Karl Jaspers*. Wenn es darum ging, die «Situation der Zeit» zu durchschauen, sie klar zu erkennen und haarscharf ins Wort zu fassen, war Karl Jaspers immer ein Meister. Bei ihm verband sich aktuelle Zeitkritik stets mit philosophischem Tiefblick, grosses Wissen mit grosser Erfahrung. Besagten Satz schrieb er 1961 in einem Aufsatz über «*Erkenntnis und Wille in der Politik heute*». Es lohnt sich, diesen Satz zweimal zu lesen – und dann genau über ihn nachzudenken:

«Aber wie in einem liberalen Rechtsstaat hoher Zivilisation (1933 in Deutschland) ein Menschentypus die Gewalt erlangen konnte, den in diesem Volke vorher kaum jemand für möglich gehalten hatte, so werden auch in Zukunft immerfort solche Menschen bereit stehen, um, wie Bakterien, eine widerstandslose Konstitution, eine unwahrhaftig und schwach gewordene Gesellschaft zu ergreifen und zu vernichten.»

Der Satz bezieht sich auf die Situation in Deutschland um 1933. Jaspers sieht jenes Deutschland als einen «liberalen Rechtsstaat hoher Zivilisation». Diese Charakterisierung der «Weimarer Republik» (1918 bis 1933) kann man durchaus hinnehmen, wenn sie sich vornehmlich auf die *Weimarer Verfassung* bezieht. Sie war, entworfen vom Berliner Staatsrechtler Prof. Hugo Preuss, ein Meisterstück demokratisch-republikanischer Gesinnung. Sie führte die Deutschen weg vom preussisch-wilhelminischen Obrigkeitsstaat hin zur parlamentarischen Demokratie «mit Anklängen an amerikanische, schweizerische und französische Traditionen» (Golo Mann). Durch sie wurde das nachkaiserliche Deutschland ein *liberaler Rechtsstaat*. Dass die Weimarer Republik schliesslich dennoch versagte, lag daran, dass es eine Republik noch ohne genügend Republikaner, eine Demokratie noch ohne genügend Demokraten war. Noch mangelte es damals an der entsprechenden «Entwicklung politischer Gesinnung», die Hugo Preuss als unerlässlich bezeichnet hatte, wenn der *liberale Rechtsstaat* Wurzeln schlagen sollte.

Anders stand es um die *hohe Zivilisation und Kultur* des damaligen Deutschland. Sie kann man schwerlich in Abrede stellen. Wenn zu jener Zeit vom «Volk der Dichter und Denker» die Rede war, so war das – belegt durch Dutzende von Namen wie Goethe, Schiller, Humboldt, Kant, Schopenhauer usw. – durchaus

ernst gemeint. Das Wort bekam erst später seinen satirisch-ironischen Beigeschmack.

Trotz diesen politisch und kulturell positiven Vorgaben geschah es 1933 in Deutschland, dass «ein Menschentypus die Gewalt erlangen konnte, den in diesem Volke vorher kaum jemand für

möglich gehalten hatte». Hitler und seine Nazis! Sie errichteten die nationalsozialistische Diktatur über Deutschland, führten ein staatspolizeiliches Spitzel- und Terrorsystem ein, verkündeten eine schwachsinnige Rassentheorie, der 6 Millionen Juden zum Opfer fielen, und rissen aus grossdeutschem Wahn einen Weltkrieg vom Zaun, der über 55 Millionen Tote forderte. Wie war das möglich?

*

Eine Frage, mit der sich auch *Max Frisch* vor allem in seinem Stück «*Nun singen sie wieder*» einlässlich beschäftigt hat: Karl ist der feingebildete Sohn eines ebenso feingebildeten Oberlehrers. Der Vater schliesst sich den Nationalsozialisten an. Karl zieht in den Krieg. Irgendwo in Russland erschiess er, zusammen mit einem Kameraden, 21 Geisseln, Frauen, Mütter und Kinder. Worauf er, von Gewissensbissen gepackt, von der Front desertiert. Er flüchtet nach Hause. Macht dem Vater schwere Vorwürfe, weil er sich mit dem Nazi-Mörderpack eingelassen hat. Dann erhängt sich Karl im Luftschutzkeller.

Wie war es möglich, dass ein Volk von so hoher Bildung und Kultur derart tief sinken konnte? Wie konnte der *klassische Humanismus* derart kläglich versagen? Wie war es möglich, dass Leute, die sich mit Geist und Inbrunst über Bach, Händel, Mozart, Beethoven und Bruck-

ner unterhalten konnten, gleichzeitig gewissenlose Mörder und brutale Schlächter sind? (*Frisch*: «Ich denke an Heydrich, der Mozart spielte.») Wie vertragen sich Kultur und äusserste Verworfenheit? Fragen, die Frisch in seinem heute noch ergreifenden Stück aufgeworfen hat.

Er gab zwei Antworten darauf. – *Erstens*: Eine rein ästhetische Kultur ist gefährlich, weil sie *keine Verantwortung* kennt. Sie ist ethisch und moralisch *unverbindlich*. Der «rein geistige Mensch», der sich als «Kulturmensch» aufspielt, verliert leicht das Verantwortungsgefühl gegenüber der Gemeinschaft. Es gibt aber kein Zusammenleben der Menschen ausserhalb von Gewissen und Verantwortung. Die Gestaltung des

Zusammenlebens geschieht durch die *Politik*. Politik beruht auf *Macht*. Und Macht, wenn sie «geistlos» und verantwortungslos wird, verroht zur grenzenlosen Gewalt.

Zweitens: Gleichzeitig mit dem Stück «Nun singen sie wieder» entwarf Frisch sein Spiel «*Graf Oederland*», in dem ein bisher angesehener Staatsanwalt über Nacht zum Rebellen, Gewalttäter und Mörder wird. In diesem Spiel sollte – nach Frischs eigener Formulierung – «das *Unversicherte menschlichen Wesens*» offenbar werden. Im «*Graf Oederland*» will er zeigen, dass die Grenze zwischen Mensch und Unmensch mitten durch den einzelnen verläuft. Das Grässliche, das Grauenhafte, das Verbrecherische, das Mörderische ist als Möglichkeit in jedem einzelnen Menschen angelegt. Vor dieser unheimlichen und ungeheuerlichen Tatsache dürfen wir nicht bieder-männisch die Augen verschliessen. *Max Picard* hat das seinerzeit in den berühmt gewordenen, griffigen Buchtitel gefasst: «*Hitler in uns selbst*».

Der Gedanke ist nicht neu, es gibt ihn, seit es Menschen gibt. Er tritt uns auch in der «*Antigone*» von *Sophokles* entgegen, wo der Chor spricht:

«*Ungeheuer ist vieles, nichts ungeheurer aber als der Mensch.*»

Sophokles meint damit nicht eine ursprüngliche Bösartigkeit und totale Verderbtheit des Menschen. Er sagt nur, der Mensch sei «*ungeheuer*», nicht «ein Ungeheuer». Er ist der Ansicht, der Mensch nehme gegenüber andern Wesen, zum Beispiel den Tieren, eine überragende Stellung ein und *alles* an ihm könne «ungeheuer» sein, seine Geistigkeit ebenso wie seine Dummheit, seine Sittlichkeit ebenso wie seine Lasterhaftigkeit, seine Güte ebenso wie seine Bosheit. Ungeheuer kann ein Heiliger ebenso sein wie ein Verbrecher. Und eben dies ist das *Ungeheure am Menschen*, dass er zum Bösen ebenso neigen kann wie zum Guten.

*

Und weil der Mensch so ist – und damit sind wir wieder beim Satz von *Karl Jaspers* –, «werden auch in Zukunft immerfort solche Menschen bereit stehen... um eine schwach gewordene Gesellschaft zu ergreifen und zu vernichten». «Solche Menschen» – eben wie die Nazis beispielsweise – bedrohen unsere Gesellschaft «immerfort». Das Böse wird immer eine Gefahr sein und bleiben. Es wird nie endgültig und unwider-ruflich zu überwinden sein, weder im Einzelnen noch in der Gesellschaft. Es

kann überall und jederzeit sein erschreckendes Haupt erheben.

Ein Blick rundum genügt, die Beweise häufen sich: Immer noch und immer wieder ist die Welt voller Kriege. Terroristen sind an allen Ecken und Enden am Werk. In Gefängnissen wird grausam gefoltert. Tausende von Frauen werden in Jugoslawien vergewaltigt. Ein enttäuschter Liebhaber erschießt seine Geliebte, deren Eltern und sich selbst. Zehnjährige Knaben quälen ein zweijähriges Kind bestialisch zu Tode. Die täglichen Nachrichten überquellen von Morden, Attentaten, von Schrecknissen und Grausamkeiten, von Völker- und Familientragödien. Verbrechen über Verbrechen. Das Böse hat tausend Gesichter.

Eine gewisse *Dosis* Gewaltbereitschaft ist in dieser Gesellschaft immer vorhanden. Sie bricht oft unerwartet aus und aus verschiedensten Gründen. Wenn Jugendliche, zum Beispiel, um ihre Zeit totzuschlagen, ihre überschüssigen Kräfte im sinnlosen Randalieren austoben. Oder wenn sie die im Elternhaus fehlende Geborgenheit in verbrecherischen Banden suchen. Oder wenn die Mordkommandos der Linksterroristen abgelöst werden von rechtsextremistischen Attentätern. Das Böse liegt «immerfort» ausbruchsbereit auf der Lauer. Wobei es nicht wählerisch ist auf der Suche nach *Gründen*. Was den einen die verhasste «spätkapitalistische» Gesellschaft ist, sind den andern die Fremden und Asylsuchenden. Oder, wenn das grosse Geschäft verlockt, nimmt es im Kinderpornographen grauenhafte Gestalt an.

Der *Bazillus des Bösen* bedroht ständig eine Gesellschaft, die an ethischer und moralischer *Immunschwäche* leidet, die psychisch verweichlicht und nicht mehr genug abgehärtet ist, die es aus falsch verstandener *Toleranz* nicht mehr wagt, dem Bösen entschlossen Widerstand zu leisten. Oft lassen wir das Böse «im Namen der Freiheit» allzu grosszügig und zu pflichtvergessen gewähren, statt dass wir ihm frühzeitig genug «den Tarif erklären» und es in seine Schranken weisen. Aber kaum rafft sich diese

Gesellschaft einmal auf, dem Bösen mit Gewalt zu wehren, erschallt der Ruf «Repression, Repression!», und schon zuckt die Gesellschaft ängstlich und feige zurück und überlässt das Spielfeld dem Terror.

*

Eine nicht zu unterschätzende und höchst verantwortungsvolle Rolle kommt dabei den *Medien*, vorab dem *Fernsehen*, zu. Zwar behaupten sogenannte Medienwissenschaftler, es sei «wissenschaftlich» nicht einwandfrei erwiesen, dass das Fernsehen durch seine oft brutalen Programme die Gewalt in der Gesellschaft fördere. Als ob es dafür noch eines «wissenschaftlichen» Beweises bedürfte! Ein bisschen gesunder Menschenverstand genügt vollauf, um zu erkennen, dass die täglichen Grausamkeiten auf dem Bildschirm – die fiktiven wie die realistischen – bei Kindern, Jugendlichen und Erwachsenen mit der Zeit bewirken, dass die *Hemmschwelle* immer tiefer sinkt. Die Menschen *gewöhnen* sich dermassen an Mord und Totschlag, an Quälereien und Grausamkeiten, dass es manchem eines Tages unerwartet leicht fällt, dem Bösen in sich freien Lauf zu lassen. Wer dies mit pseudowissenschaftlicher Verbrämung glaubt bestreiten zu können, nimmt eine schwere Verantwortung auf sich.

*

Unser Jahrhundert hat wie kaum ein anderes die *Entmenschung* des Menschen durch den Menschen erfahren. Wir erleben sie noch immer tagtäglich. Unsere einzige Chance sei, hat *Karl Jaspers* einmal gesagt, dass uns «das Entsetzliche bewusst wird». Nur das hellste Bewusstsein könne uns helfen. Auf keinen Fall dürfe man das Schreckliche je vergessen und die Angst vor dem Entsetzlichen verdrängen. Das Unheil könne jederzeit da sein. Zwar sei der einzelne wehrlos, nur in Gemeinschaft könne die Gefahr besiegt werden. Dennoch setze dies den Entschluss jedes einzelnen voraus: Das *darf* nicht sein, das *soll* nicht sein. Der Widerstand gegen das Böse beginnt täglich in und bei jedem von uns selber.

Der «Philosoph der Freiheit» im «Mythenspiel»

Etwas über den Philosophen, Arzt und Politiker I. P. V. Troxler / Von Adolf Rohr

Im «Mythenspiel» zu Schwyz tritt der grosse Luzerner Denker I. P. V. Troxler (1780 bis 1866), der auch im Aargau tätig war und Ehrenbürger von Wohlenschwil wurde, als gewichtige Figur, als «Philosoph der Freiheit» auf. Der Historiker Adolf Rohr, der unlängst eine kommentierte zweibändige Auswahl aus den Politischen Schriften Troxlers herausgegeben hat, gibt hier einige Hinweise auf Troxler. Obwohl er auch bei der Gründung unseres Bundesstaates massgebliche geistige und politische Vorarbeit geleistet hat, gehört Troxler heute zu den halbvergessenen grossen Figuren der schweizerischen Geistesgeschichte.

Mitten in den Nachwehen des Sonderbundskrieges erschien als «Neujahrgabe 1848» aus der Feder des an der Berner Hochschule Philosophie lehrenden Luzerners I. P. V. Troxler eine Broschüre, die kurz danach, im März jenes Jahres, in den Kommissionsberatungen über die neue Bundesverfassung einen entscheidenden Einfluss auf die Lösung mit der Bundesstaatsform und dem Zweikammersystem hatte: «Die Verfassung der Vereinigten Staaten Nordamerikas als Musterbild der schweizerischen Bundesreform».

Wer war dieser Professor Troxler? – Obwohl die Erinnerung an den Wortführer der Radikalliberalen der 1830er Jahre heute bei den meisten verblasst ist, gehört er doch in die Reihe der grossen Schweizer, der Geistesgrössen unseres Landes. Sein Geburts- und Heimatort Beromünster bewahrt dem 1780 Geborenen bis heute ein besonders lebendiges Andenken und hat ihm im Schlossmuseum einen eigenen Platz eingeräumt. Troxler hatte ein langes, bewegtes Leben (1780–1866) in einer bewegten Zeit der Umbrüche und Neugestaltungen. Er wirkte als gesuchter Arzt, bedeutender Philosophen und war ein begnadeter Jugenderzieher, überdies ein politischer Kämpfer und sprachmächtiger Schriftsteller. Den aus den praktischen Erfahrungen der Französischen und Helvetischen Revolution sowie aus der Begegnung mit den Philosophen des deutschen Idealismus geschöpften Freiheitsgedanken machte er sich geradezu zum Lebensinhalt. So stellte er sich im Heimatkanton Luzern gegen die Patrizierherrschaft, nach dem Sturz Napoleons gegen die politische Reaktion, gegen jeden Glaubens- und Geisteszwang. Wo immer in den 1820er und 1830er Jahren

3. 1993,

eine liberale und demokratische Bewegung sich regte, stellte er sich mit Wort und Tat in ihren Dienst und nahm auch Verfolgung und Vertreibung auf sich. Am Lyzeum in Luzern, im Lehrverein zu Aarau – einer Art Volkshochschule –, an der Universität Basel pflanzte er einer Reihe kommender liberaler Politiker der ganzen Schweiz seine Fortschrittsgedanken ein. Auch später so gegensätzliche Staatsmänner, wie Jakob Robert Steiger und Konstantin Siegwart, waren in Luzern seine Schüler gewesen. So kam auch der spätere liberale Schwyzer Politiker und Landammann Melchior Diethelm in Lachen (1800–1873) aus seiner Schule.

*

Nun ist aber festzuhalten, dass Troxler sein politisches «Freiheitsevangelium» und den unermüdlichen Einsatz für die Stärkung des eidgenössischen Gemeingeistes vornehmlich am *urschweizerischen Bundes- und Freiheitsgeist*, am Sinn des Waldstättenbundes orientierte. Noch heute, und gerade heute zum Zeitpunkt der 700-Jahr-Feier unserer Eidgenossenschaft wäre allen Zweiflern und Verächtern ein Kernwort Ignaz Troxlers entgegenzuhalten: *«Im Quell seines Ursprungs offenbart sich eines jeden Dinges reine Natur: denn in ihm spiegelt sich weissagend der Geist seiner Vollendung.»*

Nach der Durchsetzung liberaler Postulate in verschiedenen Kantonsverfassungen um 1830 erhob sich der Ruf nach einer Bundesreform. Troxler trat als Wortführer der radikalgesinnten Liberalen hervor und forderte die Neukonstituierung der Eidgenossenschaft durch einen demokratisch gewählten Verfassungsrat. Vor Jahren hatte er schon auf das Vorbild der grossen nordamerikanischen Republik hingewiesen. Aufgrund tiefdringender staatstheoretischer Studien steuerte er in dem seit der Helvetik waltenden Streit zwischen Anhängern eines Einheitsstaates und eines kraftlosen Staatenbundes hin auf die ausgleichende Bundesstaatsform, eben mit dem amerikanischen Zweikammersystem. Was er in den Institutionen der grossen Schwesterrepublik entdeckte, das schien ihm aus dem gleichen Geist geboren wie der alteidgenössische Bund. Dank der Bundesstaatsidee erhoffte er eine Stärkung des Ganzen, jedoch unter weitgehender Berücksichtigung der Stellung der Teile oder Kantone, und insbesondere auch die Garantie freier Entfaltung und Entwicklung des Menschen und Bürgers im Schutze der Rechtsgleichheit. So schrieb er damals: «Die Bundesverfassung der Vereinstaaten ist im Grunde nichts anderes als die Urverfassung der Schweizerischen Eidgenossenschaft, nur

mit höherem Bewusstsein und grösserer Welterfahrung ausgebildet. Sie ist das Musterbild aller Föderativrepubliken, und Föderativrepubliken (d. h. Bundesstaaten) werden die Volksstaaten der europäischen wie der amerikanischen neuen Welt überhaupt sein. Es ist dies wahre Naturnotwendigkeit...» Mit dem Blick auf die autoritären Monarchien Mittel- und Osteuropas rief er aus: «Europa muss jung wie Amerika oder alt wie Asien werden!»

*

Dass es 1847 über diesen Fragen doch noch zum Bürgerkrieg kam, belastete ihn schwer. Am Ende des Sonderbundsfieldzuges rief er die Parteien eindringlich zur Versöhnung auf und mahnte, «dass wohl einzig und allein durch Einführung des Zweikammersystems, wie es in der (amerikanischen) Unionsrepublik besteht, zugleich den Kantonen eine gültige Garantie für ihre Existenz und Selbständigkeit gegeben und eine Centralität im Bunde eingeführt werden kann, wodurch die Nation als Inbegriff aller Völkerschaften geeint und gestärkt wird. Auf diesem Wege darf auch einzig und allein erwar-

I. P. V. Troxler (1780–1866). Politische Schriften in Auswahl. Eingeleitet und kommentiert von Adolf Rohr. 2 Bde. Francke Verlag, Bern und Stuttgart 1989.

tet werden, dass alle Bundesglieder, klein und gross, ihre Zustimmung zur Bundesreform, zur Verwandlung des Staatenbunds in einen Bundesstaat erteilen. Endlich, indem die Grundlagen der Eidgenossenschaft ganz und gar nicht abgeändert, sondern vielmehr ihrer ursprünglichen Anlage näher gebracht werden, so ist auch zu hoffen, dass fortan jede wohl oder übel gemeinte Einsprache von aussen verstumme.»

Mit Bezug auf seine eingangs erwähnte Neujahrsbroschüre von 1848 schrieb Troxler: «Ich werde nun die Nordamerikanische Verfassung vom Jahr 1787 in einer revidierten Übersetzung dem Publikum vorlegen, sie ins Licht setzen als Musterbild für unsere Bundesreform und die nötigen Beziehungen auf unsere Zustände und Verhältnisse nach innen und aussen nachzuweisen suchen...»

Wie aber hätten die Vorschläge des als «doktrinär» geltenden Philosophieprofessors bei den politischen Pragmatikern, die sich nun im Auftrag der Tagsatzung an den Verfassungsentwurf machten, ankommen sollen, zumal als die siegreichen Radikalen eine unitarische Lösung anstrebten? Die Chancen für Troxlers publizistischen Vorstoss waren



Ignaz Paul Vital Troxler, 1780 in Beromünster geboren, 1866 in Aarau gestorben, lebte 23 Jahre lang im Aargau.

vorerst gering, bis die Verfassungredaktoren im März 1848 bei der Beratung über die Organisation der Legislative nicht mehr weiterkamen. Da gab nach Augenzeugenberichten die Troxlersche Programmschrift über das amerikanische Verfassungsmodell das Stichwort. Der sie als Schlüsselfigur ins Spiel brachte, war ein ehemaliger Schüler des Philosophen, der liberale Vertreter des Standes Schwyz, *Melchior Diethelm*. Es gelang ihm, den Solothurner *Munzinger* von Troxlers Vorschlägen zu überzeugen und zu erreichen, dass auch der einflussreiche Waadtländer *Druey* einschwenkte. Man beachte wohl: ein Vertreter der besiegten und gedemütigten Sonderbundsstände – wie Diethelm selber bezeugte: «eine schwache Stimme» – vermochte die Verkrampfung zu lösen, aus der heraus schliesslich der glückliche Ausgleich resultierte. Am 23. März 1848 sprach sich eine Mehrheit der beratenden Kommission für das Zweikammersystem im Bund aus.

Troxler notierte am gleichen Tag nach dem Besuch und Bericht Melchior Diethelms die Stichworte ins Tagebuch:

«Donnerstag, 23. März Nachmittag Landammann Diethelm mit Bericht, dass mit 18 Stimmen das Zweikammersystem, ein Bundesrat und Bundesgericht beschlossen wurde. Stein der Weisen.»

Allen Zweifeln, allen kurzsichtigen Anfechtungen zum Trotz hat die seitherige Erfahrung in der eidgenössischen Politik dieses gewichtige Schlusswort Troxlers gerechtfertigt. Seine gleichzeitige Voraussage jedoch von der universalhistorischen Bedeutung der freiheitssichernden bundesstaatlich-federalen Organisation könnte für die Völker der Welt eine noch nicht absehbare Zukunftsbedeutung haben. Bis kurz vor seinem Tod im Jahre 1866 auf seinem Alterssitz in Aarau mahnte dieser Philosoph der Freiheit Mitbürger und Behörden, die Grundsätze der Bundesverfassung von 1848 mit dem Ausgleich zwischen den Kantonen und dem Bund, mit der freiheitlich-rechtsstaatlichen Repräsentativdemokratie als bestmögliche Lösung für unsere politische Gemeinschaft zu bewahren.

Polen in Zürich (Wann? 1990? 1991?)

Am Donnerstag wurden sie abgeholt und auf die Gastgeber verteilt, die nicht mit ihnen sprechen können!

Am Freitag fuhr man mit ihnen zum Ballenberg. Sie schliefen alle im Cat. Sie glaubten nicht, dass richtige Wurst im RäucherKamin hängen, bis sie davon zu essen bekamen, und ähnlich verhielten sie sich in der Bäckerei. Die Polen waren sehr müde. Sie hatten Auftritte in Holland und weiteren Ländern hinter sich und waren mit allzuvielen Eindrücken überfüllt. Sie hatten auch kein Geld mehr für Benzin.

Am Samstag bestritten die Polen einige Auftritte auf der Bahnhofstrasse in Zürich und auf der Gemüsebrücke. Sie bekamen dafür Fr. 630.-. Ihre Auftritte auf Strassen in Luzern ergaben Fr. 270.-.

Abschied: „Auf Wiedersehen nächstes Jahr in Polen!“ Inzwischen sind zwei oder drei Jahre vergangen. Frage: „Wer aus dem Volkstanzkreis war in Polen?“

Urteile Werner Mertkis: „Die Polen haben die Schweizer nur ausgenützt für ihre Tournee. Mit der Hilfe der Schweizer haben sie ihre Auslandsreise finanziert. Wer in Polen

nicht ein Spitzensportler ist, der kann nur als Mitglied einer Tanzgruppe ins Ausland reisen. Daher wird in polnischen Volkstanzgruppen jede Woche zweimal drei Stunden lang -geprobt, und das Alter der Volkstänzerinnen und Volkstänzer wird auf maximal 25 Jahre beschränkt."

In vielen Rundbriefen in der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg wies ich ausführlich auf die Vor- und Nachteile der "Volkstanzgruppen-Austauschreisen" hin, denn ich machte als Präsident des VTKZ und als Obmann der ASV viele diesbezügliche Erfahrungen.

Die Tendenz ist gross, der guten Stimmung und dem Frieden zuliebe in diesem Zusammenhang nur von den positiven Erfahrungen und Erlebnissen zu reden, doch ach, es gibt immer auch andere!

1. Die Schweiz ist ein sehr schönes Land für Ferienreisen, und - besonders nach dem Krieg - wollten unzählige Volkstanzgruppen ihre Ferienreisen durch Volkstanzauftritte in der Schweiz finanzieren. Ich musste einen freundlichen aber bestimmten Brief verfassen und vervielfältigen mit dem Inhalt: "... Wir sind kein Reisebüro, das

Ihre Tournee organisieren könnte. Dies ginge über unsere Kraft und über unsere Möglichkeiten. Wenden Sie sich an einen Verkehrsverein in Luzern, Interlaken, Zermatt etc...."

2. Jede neue junge Generation kommt auf den Gedanken des „Gruppen-Austauschs“ mit Besuch und Gegenbesuch, was sehr gut und kostensparend sein kann, wenn sich die Gruppen über mehrere Jahre richtig kennen und in beständigem Kontakt miteinander sind. Aber Nachteile und Unzukömmlichkeiten gibt es auch. Ich zähle nur die wichtigsten hier noch einmal auf:

a. Zwanzig Schweizer reisen ins Ausland, vierzig Ausländer kommen ein Jahr später in die Schweiz.

b. Man möchte sich für die im Ausland empfangene Gastfreundschaft bei ganz bestimmten Personen „revanchieren“. Doch ach, man ist enttäuscht, die Leute, bei denen man logierte, kommen gar nicht mit dem Gegenbesuch!

c. Die jungen, „ungebundenen“ Kreismitglieder reisen ins Ausland. Wenn dann der erhebliche Kosten erzeugende Gegenbesuch in die Schweiz kommt, haben mehrere der jungen

Ferienreisenden den Tanzkreis aus beruflichen Gründen, wegen Wegheirat etc. längst verlassen, d. h. also, die einen geniessen die schöne Reise ins Ausland, und die andern, meist die älteren, Verheirateten mit Wohnung, Haus und Garten tragen nachher die Lasten, wobei es ja ganz in Ordnung ist, dass die Alten für die Jungen bezahlen. Doch es hat alles, besonders bei häufiger Wiederholung solcher Aktionen seine Grenzen!

d. Man erlernt beim Besuch und Gegenbesuch die ausländischen Tänze oft von wenig kompetenten Ausländern. Es ist bestimmt viel besser, wenn man im Ausland einen offiziellen Kurs mit anerkannter Leitung besucht. Dies hat ausserdem den grossen Vorteil, dass man die Kosten, die man erzeugt, sofort an Ort und Stelle begleichen kann, und es werden keine „Schulden“ auf später übertragen. In einem solchen Kurs kann ich auch die mit zusagenden Freunde selbst auslesen und ev. später zu mir in die Schweiz einladen.

e. Die Folge von all dem war, dass ich für Ausländer zugängliche Volkstanzkurse für Schweizertänze organisierte, erstmals 1965 im „Linn“, später in St. Moritz. Die teilnehmenden Ausländer waren stets sehr begeistert und

wurden recht oft von schweizerischen Kursteilnehmern, mit denen sie besonders gut harmonierten, zu sich und zu weiteren Ferien in der Schweiz eingeladen. Diese erfolgreichen Kurse werden bis auf den heutigen Tag weitergeführt. Sie sind dem „Gruppentausch“ vorzuziehen.

Ich beende hiermit mein „Gemecker“, insbesondere, da ja schon vor dreissig, vierzig Jahren ausführlich im VTKZ und in der ASV diese Problematik dargelegt und besprochen wurde. Wie Ihr seht, ist das, was Werner Metke mit den Polen erlebte, keine Ausnahme, sondern - ausgesprochen „typisch“.

St. Gallen, 20. Mai 1993.

Karl Klenk.

Lieber Karl, liebe Volkstanzkreismitglieder

Dank freier Meinungsäusserung können wir persönliche Probleme öffentlich machen, deren Diskussion der Gesellschaft überlassen und auf eine Lösung hoffen.

Deinen Bericht über den Polenbesuch, lieber Karl, erachte ich im Hinblick auf eine mögliche Reise nach Estland nicht als "Aufklärung" sondern als negative Stimmungsmache. Ich sehe es als meine Aufgabe, als Tanzleiter und Vorstandsmitglied sowie als Organisator des Polenbesuches, Dir mit meiner Sicht der Dinge zu antworten.

Den angesprochenen Polenbesuch als typisches Austauschprojekt anzuführen, ist natürlich grundsätzlich falsch. Ich skizziere an dieser Stelle noch einmal kurz die diesbezügliche Entstehungsgeschichte: Ich bekam Anfang Juni ein Telefon aus dem Fürstentum Liechtenstein: Polengruppe (ca.) 40 Personen) tanzen bei uns am Nationalfeiertag; wäre es denkbar, der Gruppe einen 3-tägigen Aufenthalt in der Schweiz zu ermöglichen. Nach Abklärung im VTKZ gab ich grünes Licht und organisierte die Gastgeber. Zum damaligen Entscheid:

1.) Der VTKZ kennt ein demokratisches Innenleben und Demokratie kann unter Umständen Diktatur der Mehrheit über die Minderheit bedeuten.

2.) Es wurde, wenn überhaupt, nur rein hypothetisch von einem Austausch gesprochen.

3.) Es wurde niemand gezwungen, ja nicht einmal gedrängt, Gäste bei sich aufzunehmen. Dies führte dazu, dass selbst Leute aus dem DO-Kurs Polen beherbergten und ich schliesslich einfach den Rest (7 Personen) zu mir einlud.

(VTKZ: ca.) 75 Mitglieder; Polengruppe: ca.) 40 Mitglieder)

4.) Niemandem wurde versprochen, dass seine Gäste Deutsch sprechen können. Dem Umstand der erschwerten Kommunikation wurde mit einem möglichst gemeinsamen Programm: Strassenmusik, Ballenberg, Besuch des Polenmuseums in Rapperswil, Aufführung in der Epi usw. begegnet.

Lieber Karl, Du erlaubst, dass ich Deine Ausführungen - Absatz für Absatz - etwas relativiere.

Zum sprachlichen Problem habe ich mich schon geäußert. Dass dieses in solchem Ausmass für viele eine unglückliche Sache war, bedaure auch ich.

Alle Mitreisenden haben sich begeistert über den Ausflug auf den Ballenberg geäußert. Ende Jahr hat sich der Ballenberg bei mir noch einmal für den Polen-Auftritt bedankt. Ich freue mich, dass die Bäckerei und der Räucherkeim (inkl. Würste) die Polen beeindruckte.

Die Tatsache, dass die Polen kein Geld für Benzin hatten, belastete mich überhaupt nicht. Auf der Ballenberg-Reise war ich nicht dabei; das gleiche Problem in Zürich haben wir wie beschrieben (via Strassenmusik) gelöst. Nie hätte ich mich dazu verpflichtet gefühlt, finanzielles Engagement zugunsten der Benzinkasse zu ergreifen.

Wie oben angesprochen konnte man beim Polenbesuch nicht von einem Austauschbesuch ausgehen, wenn auch diese Möglichkeit nie ausdrücklich ausgeschlossen wurde. Ein 1:1-Austausch hätte ja auch lediglich einen 3-Tage-Aufenthalt in Polen gebracht.

Lieber Karl, Du fragst mit Berechtigung: Wer vom VTKZ war nun in Polen? Darf ich Dir mit einer Gegenfrage antworten:

"Wer interessierte sich im VTKZ für eine Polenreise?"

Der Vorstand war seinerzeit der Meinung, eine solche Reise müsse nun einmal von einem Nicht-Vorstandsmitglied organisiert werden. Wer hat sich gemeldet? Nicht ein polnisches Desinteresse ist für den nichtzustandekommenen Gegenbesuch verantwortlich sondern unser eigenes (Es gibt VTKZ-Mitglieder, die diesen Sommer mit einer Innerschweizer Trachtengruppe nach Polen fahren).

Die zitierte Bemerkung von Werner Merki möchte ich nur sehr quellenkritisch kommentieren, da ich als Journalist weiss, wie eine aus dem Zusammenhang gerissene Aussage tendenziös verwendet werden kann. Ich finde es müßig, auf die Bemerkung einzugehen, die Polen hätten uns ausgenützt. In diesem Zusammenhang kann ich nur sagen, dass jeder selbst schuld ist, der sich ausnützen lässt oder der sich ausgenützt vorkommt. Vielleicht lässt sich dies aus einem revanchistischen Gastfreundschaftsgedanke ableiten, der so unschweizerisch ja nicht ist.

(Lieber Karl, ich hoffe nicht, dass unsere amerikanischen Gastgeber von 1979 noch heute von den "sie ausgenutzt habenden Schweizern" sprechen, weil sie uns zwei Wochen (14 Tage) lang ihre Zeit, Autos und Wohnungen zur Verfügung gestellt haben, obwohl von einem Gegenbesuch nie die Rede war.)

Früher hat mich die gleichaltrige (junge) Zusammensetzung sog. Volksembles auch unnatürlich angemetet. Heute merke ich, dass nicht das Alter, sondern mehr der Inhalt solcher "Show-Gruppen" erstaunen. Wie natürlich ist denn die altersmässige Zusammensetzung von unseren Volkstanzgruppen. Ich spreche bewusst nicht vom "tanzenden Volk", sondern von unserem durchorganisierten Retorten-Vereinswesen, wo der Tanz losgelöst von der natürlichen Umgebung "gepflegt" bis trainiert wird. Wo sieht man in den alten Gotthelf-Filmen die "Alten" tanzen ?

Nirgends - diese sitzen auf der Galerie (man trifft diese Einrichtung in Hochzeitssälen auf dem Lande noch oft an), verhandeln, tratschen, verkuppeln..... Die "Jungen" tanzen. Ich freue mich jedesmal, wenn altersmässig durchmischte Gruppen tanzen (so auch der VTKZ). Liegt es an unserem schweizerisch-missionarischem Denken, dass wir glauben, die Verhältnisse müssen überall gleich oder mindestens ähnlich sein wie bei uns ? Es bringt der Sache kaum etwas, wenn auch ich noch auf die Zeit nach dem II. WK eingehe. Die Zeiten ändern sich und wir versuchen, uns in ihnen zu ändern.

Natürlich kann ein Gruppenaustausch in einem organisatorischen, finanziellen und auch menschlichem Debakel enden. Niemand wäre so blauäugig, gänzlich unvorbereitet in ein solches Projekt einzusteigen. Hier meine Rezepte zur Minimierung des Risikos:

1.) Die Anzahl der Gruppenmitglieder muss vom Gastgeber wenn nötig limitiert werden können, d.h. nicht, dass nun genau gleich viele Teilnehmer am Austausch beteiligt sein müssen.

2.) Gastfreundschaft kann man nicht revanchieren. Die Aufnahme von ehemaligen Gastgebern ist eine Selbstverständlichkeit; wenn es andere Personen sind, kann man es ja auch für die "Sache" tun.

3.) Ein Mitglied der Reisegruppe zahlt einen bestimmten Betrag (neben den Fixkosten) in einen Fond, aus dem bei einem allfälligen Gegenbesuch ein "Gästegeld" an die Gastgeber bezahlt werden kann.

4.) Ich persönlich gehe nicht in erster Linie der Volkstänze wegen in ein fremdes Land. Natürlich bin ich an solchen interessiert; gleichenteils interessieren mich Geschichte, Politik, Kultur, Landschaft - die Menschen. Eine ganz andere Sache ist es, einen Kurs im Ausland zu besuchen. Für mich sind dies zwei unvergleichbare Dinge.

5.) Lieber Karl, viele Ausländer haben Deine Tanzwochen besucht. Im Februar waren wir in Washington Gast bei einer Frau, die uns begeistert von der Laudinella erzählt hat. Von wo kommen jedoch diese Ausländer: aus Amerika, England, Deutschland. Wie bezahlen Interessierte aus Polen, Russland oder der Türkei eine Woche in der Laudinella ?

Der Vergleich Gruppenreise-Volkstanzkurs hinkt gewaltig. Schön wäre es natürlich, beides zu verbinden.

Ernst Bigler beschreibt in einer Arbeit Gruppenkontakte mit dem Ausland als befruchtend für das Innenleben eines Vereins und als intensive Zeiten, in denen man andere Vereinsmitglieder besser kennen und verstehen lernt. Seit 1977 war der VTK Bern in Schweden (2x), Norwegen, Dänemark, Frankreich, Oesterreich, Tschechoslowakei und hatten von all diesen Ländern mind. 1x Gegenbesuch. Auch mit dem VTK Basel war ich verschiedentlich als Musiker auf Auslandsreisen.

Was ist los mit uns Zürchern - sind wir doch nicht schweizerischer als unbedingt nötig.

Im Sommer gehen Nina und ich nach Estland. Nachher werden wir Euch unsere Eindrücke weitergeben. Wir werden dabei nichts beschönigen und Euch Chancen und Risiken gleichermassen schildern. Schlussendlich müsst Ihr Euch entscheiden, ob Ihr eine Reise nach Estland wollt oder nicht.

Nänikon, 14. Juni 1993

Johannes Schmid-Kunz

Dietikon, 20. Juni 93.

An ASV und VTKZ.

Es freut mich sehr, dass sich der Vorstand mit meiner „Epistel“ befasste und dass Johannes Schmid-Kunz sogar einen vierseitigen „Antwortbrief“ niederschrieb.

Wenn wir auch in einigen Punkten völlig aneinander vorbeireden, so bin ich doch in vielen Punkten durchaus mit Euch einverstanden, vor allem mit der Ansicht, dass sich eine gemeinsame Auslandsreise für den Gruppengeist sehr positiv auswirken kann! Einige Leute des VTKZ können aber auch als kleine Gruppe statt eines ausländischen Tanzkreises gemeinsam einen offiziellen Kurs besuchen. Der „VTKZ“ reiste mehrmals zu solchen Ausbildungskursen, so z. B. zu denen Karl Floraks in Schwaz (Tirol), zu dem Kurt Wagers in Ruit, zu dem der deutschen Arbeitsgemeinschaft im Schloss Stettenfels und nach Lamprrecht (Pfalz) etc.

Ihr seht, ich bleibe definitiv bei meiner Meinung, — die ich niemandem aufdrängen will — dass für den, der ausländische Volkstänze erlernen möchte, der Besuch eines offiziellen Volkstanz-

kurses im Ausland und die Zulassung von Ausländern in schweizerischen Kursen viel befriedigender ist und weniger Probleme mit sich bringt, als der „Gruppenbesuch mit Gegenbesuch.“

Johannes hat für den Gruppentausch dank meiner bewusst einseitig nur auf die Probleme hinweisenden Bemerkungen ganz genau die richtigen Folgerungen abgeleitet, was mich ausserordentlich freut. Es ist auch mir klar, dass „Gruppenreise“ und „Volkstanzkurs“ zwei ganz verschiedene Dinge sind.

In meinem ersten Brief vom 20.5.1993 schrieb ich ausdrücklich, der Gruppentausch mit Besuch und Gegenbesuch könne „sehr gut und sogar kostensparend“ sein. Offenbar glaubten oberflächliche Leser meines Briefes, ich sei gegen solchen „Gruppentausch“. Dies ist nicht der Fall! Mit Ernst Bigler bin ich völlig einverstanden, wenn er sagt, eine Auslandsreise könne befruchtend sein für das Innenleben eines Vereins etc...

Karl Kleink

Im Zusammenleben ist in erster Linie die Wahrheit wichtig, dann aber folgt sofort, mehr oder weniger gleichwertig die Treue. Schön wäre es, wenn auch all die vielen andern Tugenden wie Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit, Offenheit, Geduld, Einfühlungsvermögen, Anteilnahme etc. etc. stets geliebt und gepflegt würden.



26. 2. 93. 10 bis 12 Uhr Kurt Fehlmann in Oerlikon.
Nachmittags erzählt Frau Christine Auliker von ihrem Missions-Aufenthalt in Neuguinea, wenig südlich des Äquators, wo ein halbes Jahr eine grössere und ein halbes Jahr eine kleinere Regenzeit herrscht bei einer Temperatur von etwa 25°C im Januar und im Juli. In tieferen Regionen gedeiht der Regenwald. Im Hochland mit Bergen bis etwa 5000 m. ü. M. wachsen keine Bäume. Seit 1945 sind die einzelnen Teile dieser zweitgrössten Insel der Erde zu "Papua-Neuguinea" zusammengeschlossen; seit 1975 ist Papua-Neuguinea unabhängig. Die Insel liegt nördlich von Australien.

Am Abend dieses 26. 2. 93 hörte ich in Zürich, im Kirchengemeindehaus St. Peter, Lavatersaal, den Vortrag von Mimi Steffen, Lausanne, über "Schweizerdeutsch in der Westschweiz". Der Vortrag war nur kurz, die Diskussion aber lang und spannend. Frau Steffen kommt aus Luzern, studierte deutsch,

Verein Schweizerdeutsch
Gruppe Zürich

Aktuarin: Heidi Keller
Tramstrasse 4, 8050 Zürich
Tel. 01/312 79 74

E I N L A D U N G

auf Freitag, den **26. Februar** 1993, 19.30 Uhr
ins Kirchgemeindehaus St. Peter
Lavatersaal, St. Peterhofstatt 6, Zürich

M I M I S T E F F E N, Lausanne

Schweizerdeutsch in der Westschweiz

Westschweizer und Westschweizerinnen lernen Schweizerdeutsch. Davon lassen sie sich auch seit dem 6. Dezember nicht abhalten. Welches sind denn die Gründe, die Romands und Romandes dazu bringen, sich mit der Sprache der Deutschschweizer auseinanderzusetzen?

Mimi Steffen versucht, dazu einige Antworten zu geben. Im Kanton Luzern aufgewachsen, studierte sie in Lausanne deutsch, englisch und französisch. Seit 1985 gibt sie Kurse für Schweizerdeutsch an Erwachsene in waadtländischen Institutionen (UNI, EPFL) und Unternehmungen. Sie leitet nun ihr eigenes Sprachinstitut in Lausanne, wo sie mit neuen Formen des Lernens und des Lehrens experimentiert. 1991 publizierte Mimi Steffen in Zusammenarbeit mit dem Waadtländer Eric Bride den ersten Dictionnaire français - suisse-allemand / schwiizertüütsch - französisch. (Vgl. dazu die ausführliche Besprechung von Dr. A. Baur in "Schweizerdeutsch" 1992/1).

Eintritt wie immer frei, Gäste willkommen.

Mimi Steffen und Eric Bride, Dictionnaire français - suisse-allemand / schwiizertüütsch - französisch. Ars Linguis, Case postale 118, 1000 Lausanne 22, Tel. 021 / 648 35 74, Fax 021 / 648 35 79.

englisch und französisch. Sie erteilt seit 1985 Kurse für Schweizerdeutsch an einem eigenen Sprachinstitut in Lausanne. Ihre Kurse werden von Erwachsenen besucht. Zusammen mit Eric Bride veröffentlichte sie den „Dictionnaire français - suisse-allemand / schweizerdeutsch - französisch“, Ars Linguis, Case postale 118, 1000 Lausanne 22. Tel. 021 / 648 35 74, Fax 021 / 648 35 79.

Dieses Jahr fiel der Geburtstag (7.3.93) meiner Schwiegetochter Brigitte Klenk, Meilen, auf einen Sonntag. Meine Fahrt zu diesem Fest unterbrach ich in Herrliberg und besuchte kurz M. und E. Schaufelberger. Im Gespräch stellte ich fest, dass die beiden meinen Schulkameraden aus der Sekundarschulzeit in Meilen, Jacques Detiker, der ja auch in Herrliberg wohnt, gut kennen.

In Meilen waren ausser Brigittes Eltern auch deren Schwester Trudi und neuer Ehemann, der Max Gamba heisst. Die beiden haben sich als Filmstatisten gemeldet und sind angenommen worden

Als mit letzthin meine Schwester,

Mattha Altorfer-Klent, Telephonierin, kam die Rede auch auf meinen Cousin Karl Bath, den armen, reichen Mann, den Goldschmuckfabrikanten in Pforzheim. Er muss neuerdings dreimal zur Dialyse in jeder Woche. Er fühlte sich sonntags in der „Dreitagepause“ jeweils sehr unwohl. Bisheriger Rhythmus: Mo. x, x; Do. x. x. x. || Neu: Mo. x. x. Do. x. Sa. x. ||.

Cousin Berthold Bath, Karls Bruder, hatte telephoniert und auch von seiner Schwester Lydia berichtet, die offenbar Schwierigkeiten mit ihrer Leber hat. Die Geschwister Bath: Johanna 1919; Karl 1921; Berthold 1923; Lydia Kälber-Bath; Gerhard 1929.

Mattha hat in letzter Zeit auch einiges erlebt: Gallenblasenoperation mit Sonde, also ohne grossen Schnitt und zwei Bruchoperationen, wobei eine grosse Wunde entstand. Was das Alter nicht alles bringt!

Sonntag, 14. 3. 93, Wanderung von Stammheim (Riegelhäuser, Gemeindehaus) durch Reberge zur Galluskapelle (Westen 14. Jh) und um den Murrbaumersee zurück nach Oberstammheim („Hirschen“, da war einst STV-GV), Station.

Am 16.3.93 fuhr ich nach Knonau, wo Edwin-Hunziker-Gemälde in der Schlossgalerie ausgestellt sind, bevor sie nach Lipari gebracht werden. Der Ort war nicht leicht zu finden. In Mettmensstetten fuhr ich geradeaus statt nach rechts und machte also einen Umweg über Rossau und Steinhausen! In der Galerie war ich der einzige Besucher, vom hier arbeitenden Künstler freundlich empfangen!

Edwin Hunziker, geb. 1901 in Affoltern am Albis, Ausbildung in Paris, Rom und München. Im Jahr 1926 kam er nach Lipari. Max Gubler, 1898 bis 1973, zog auf Anraten E. Hunzikers auch nach Lipari! Hunziker wird so charakterisiert: Sensible, schwermütige Mentalität und grosse Einfachheit. 1985 erlebte er die Krankheit und den Tod seines ältern Sohnes Sandro, der an Krebs starb. Drei Monate später, am 13.3.1986, starb auch er auf Lipari. Als ich 1975 mit Maria den Künstler auf der aeolischen Insel besuchte, da lebte auch noch seine Frau, und er zeigte uns seinen wunderschönen Garten. Von Schwermut konnten wir nichts feststellen; Edwin H. war sehr freundlich und umgänglich.

Schlossgalerie KNONAU

Ausstellung Edwin Hunziker vom 6.Feb. - 28.März 1993

	sFr.
1. Vor der Stadt	6'000.-
2. Gewitterhimmel	6'500.-
3. Orangen	4'800.-
4. Hühnerhof	5'000.-
5. Frühlingslandschaft	5'000.-
6. Landschaft mit Kapelle	2'200.-
7. Segelschiffe	2'500.-
8. Grosser Hafen	5'000.-
9. Hafen mit Segelschiffen	5'500.-
10. Kleine Fabrik	3'500.-
11. Lipari, Blick aufs Meer	4'500.-
12. Olivenbaum	3'000.-
13. Hügel mit Kapelle	2'200.-
14. Garten mit Bäumen	4'000.-
15. Blühender Baum	4'500.-
16. Rote Erde	6'400.-
17. Farbiger Karren	2'500.-
18. Blick über Garten auf Castello	4'500.-
19. Terasse, Sommerabend	3'800.-
20. La casa del prete.	3'000.-
21. Fische	2'400.-
22. Boote an der Mole	3'000.-
23. Blick auf Castello	4'500.-
24. Roter Hügel	6'500.-
25. Helle Bucht	5'800.-
26. Roter Fisch	2'400.-
27. Meer mit Vulcano	4'200.-
28. Farbige Felder	7'200.-
29. Im Tal	4'500.-
30. Frühe Landschaft	6'000.-
31. Schiffe	5'000.-



Vor hundert Jahren, am 26. August 1890, starb Henriette Rüetschi-Bitzius, deren schriftstellerisches Werk zahlreiche Erzählungen, Biographien und Gedichte umfasst. Rechts ein Jugendbildnis von Henriette Bitzius, genannt Jetti, aus der Gotthelfstube Lützelflüh.

diente sie sich im Dialog des Berndeutschen, das sie korrekt schrieb.» Schon die Mutter hatte Henriette geschrieben: «Was mir am angenehmsten auffällt und worin du dem Vater ähnelst ist die Gabe die Leute ächt emmenthalerisch je nach ihrer Bildungsstufe und Eigentümlichkeit sprechen zu lassen.» Dieses Stilmittel Marie Waldens, erzählende Passagen in Standardsprache, Dialog jedoch konsequent in Mundart abzufassen, ist wahrscheinlich einmalig in der Schweizerliteratur! In vielen Erzählungen (z. B. «Zwei Jahre im Dorf», «Die beiden Kollegen», «Die Waise»), die im Milieu der sozial Benachteiligten spielen, übt Marie Walden wie schon Gotthelf eindeutig Kritik an den sozialen Zuständen, der Führung gewisser Anstalten. Die Erzählung «Zwei mal bestraft», die sie für den «Schutzaufsichtsverein entlassener Sträflinge» verfasste, handelt von einer jungen Frau, die nach

einem Gefängnisaufenthalt Vorurteilen und Verdächtigungen ausgesetzt ist und ruckfälliger wird. Sentimentalität oder Rührseligkeit haben bei Marie Walden, die viel Realitätssinn und Humor besitzt, aber keinen Platz.

Die Biographin

Unter ihrem Mädchennamen schrieb Henriette ihre «*Erinnerungen an Jeremias Gotthelf*» auf, die als Einleitung zu «*Leiden und Freuden eines Schulmeisters*» bereits 1877 im Verlag Julius Springer, Berlin, erschienen und von Gotthelfs späteren Biographen als wichtige Quelle benutzt wurde. In diesem sehr persönlichen Lebensbild ihres Vaters gibt die Autorin einen wertvollen Einblick in das Privatleben des grossen Dichters.

Die ebenfalls aufschlussreiche Biographie über Henriette Bitzius-Zeender, Gotthelfs Frau, «von ihrer Tochter

erzählt», wurde erstmals 1941 in den Guten Schriften Bern veröffentlicht. Nach dem frühen Tod ihres Bruders Albert Bitzius, der Bernischer Regierungsrat war, schrieb Marie Walden zu seinem Gedenken eine kleine Biographie, die 1882 in der Stämpflischen Buchdruckerei in Bern gedruckt wurde.

Auch die letzten Lebensjahre Henriettes waren nicht leicht. 1886 trat an ihrem Hinterkopf eine Geschwulst auf; sie verzichtete auf eine Operation. Nach einer langen Leidenszeit starb sie am 26. August 1890 an einem Hirnschlag.

Obwohl sie sich erst in der zweiten Lebenshälfte dem Schreiben widmen konnte, gehört Marie Walden zu den wenigen Schweizer Schriftstellerinnen des neunzehnten Jahrhunderts, für die das literarische Schaffen nicht einfach ein Zeitvertreib, sondern eine ernsthafte Arbeit bedeutete.

L. T. Sa. 25. 8. 1990.

Marie Walden alias Henriette Rüetschi-Bitzius

Jeremias Gotthelfs Tochter als Schriftstellerin / Von Barbara Traber

Vor hundert Jahren ist in Bern *Henriette Rüetschi-Bitzius* (1834–1890) nach einer langen Leidenszeit gestorben. Jeremias Gotthelf gehört längst zu den Klassikern der Schweizer Literatur; dass seine ältere Tochter Henriette unter dem Pseudonym *Marie Walden* ebenfalls schriftstellerisch tätig war, ist jedoch kaum mehr bekannt. Zumindest ihre Lebensbilder über Gotthelf, über ihre Mutter, Henriette Bitzius-Zeender, und über ihren Bruder Albert Bitzius sind aber literaturhistorisch heute noch interessant.

Glückliche Jugend in Lützelflüh

Henriette, genannt Jetti, wurde am 10. November 1834 im Pfarrhaus Lützelflüh geboren und verlebte dort zusammen mit ihrer jüngeren Schwester *Cécile* und ihrem Bruder *Albert* eine glückliche Jugend. Schon früh las das Mädchen, das vom Vater die reiche Phantasie und die Freude an Sprachschöpfungen geerbt hatte, alles, was ihm in die Hände fiel. Gotthelf erzählte seinen Kindern vor allem auf Spaziergängen Geschichten und Erlebnisse aus seiner Kindheit. Die beiden Mädchen wurden zu Hause unterrichtet, hauptsächlich von der Mutter.

Nach einem Welschlandaufenthalt in einem Töchterinstitut in Neuenburg kehrte Jetti, die unter starkem Heimweh gelitten hatte, als erwachsene Tochter wieder ins Emmental zurück. Unter den vielen Besuchern im Pfarrhaus lernte sie *Ludwig Rüetschi*, Pfarrer in Sumiswald, kennen und verlobte sich 1854 mit ihm. Im gleichen Jahr noch starb Gotthelf. Anfang 1855 heiratete Henriette und zog ins Pfarrhaus Sumiswald: «Wir schlossen uns gar nicht ab

von den Leuten, sondern lebten mit ihnen, das war ganz anders als in Lützelflüh, wo schon die Lage des Hauses es mitbrachte, dass der Pfarrer wie ein kleiner Landvogt hoch über dem menschlichen Treiben stand.» Sie führte intensiv Briefwechsel mit ihrer Mutter, die dadurch an den Freuden und Sorgen ihrer älteren Tochter teilnehmen konnte.

«Mein Herz ist voll Sorge um meine Kinder»

Henriette wurde Mutter von sechs Kindern, drei Knaben und drei Mädchen. Einmal klagte sie über ihre vielfältige Belastung: «Es gehört ein starker, unabhängiger und doch unbeschreiblich sanftmütiger Geist dazu Allen Alles zu sein, dem Gatten in seinem Berufe zu helfen, d. h. geistig mitzuwirken, Kinder treu und gut zu pflegen, der Haushaltung tüchtig vorzustehen, Gäste zu unterhalten und dies alles so, dass nichts darunter leidet.»

1869 starb Pfarrer Ludwig Rüetschi nach kurzer Krankheit. Die erst 35jährige Witwe zog mit ihren Kindern – das jüngste war drei Wochen alt! – nach Bern, und ihre Mutter bezog am Stadtrand ebenfalls eine Wohnung, um der Tochter beizustehen. «Für unsere Mutter begann nun erst, wie sie selbst sich später äusserte, eine strenge Lebensschule, Jahre des Kampfes, Sorgen und Leiden aller Art», schrieben ihre Kinder später. Henriette war es wichtig, dass auch ihre Töchter einen Beruf lernten, um später selbständig zu sein. Zwei Knaben starben schon früh, 1869 der erst siebenjährige Paul, 1879 das Sorgenkind Ludwig. Fritz wurde Pfarrer, Maria heiratete den Basler Carl

Hess, Professor und Organist am Berner Münster, Luisa und Anna lebten bei der Mutter.

Henriette Rüetschi machte sich in ihrer gewissenhaften, eher introvertierten, manchmal schwermütigen Art oft grosse Sorgen um die Erziehung ihrer sechs Kinder. Sie schöpfte Kraft aus ihrem Glauben, blieb aber auch als regelmässige Kirchgängerin eine kritische Zuhörerin. Einmal urteilte sie über eine Predigt in der Heiliggeistkirche Bern: «Völliges Waschwasser, wenn ich ein gutes Stück geschlafen hätte, wäre ich nachher ganz am gleichen Orte erwacht.»

Spätes literarisches Schaffen

Erst als die Kinder bereits grösser waren und sie wieder etwas mehr Zeit für sich hatte, begann Henriette Rüetschi ernsthaft zu schreiben. Ihre ersten Geschichten unter dem Pseudonym *Marie Walden* erschienen zuerst in den «*Alpenrosen*», einem von *Abraham Emanuel Fröhlich* betreuten Almanach. 1880 kamen ihre wichtigsten Erzählungen unter dem Titel «*Aus der Heimat*» in zwei Bänden im Verlag B. F. Haller in Bern heraus. Von Anfang an ermutigte ihre Mutter sie zum Schreiben, und ihr Bruder Albert half ihr mit aufbauender Kritik und literarischen Ratschlägen.

Im Vorwort zu den *Gedichten* von Maria Walden, die ihre Kinder erst nach ihrem Tod herausgaben, heisst es: «Sie besass eine bemerkenswerte Gabe der Darstellung, viel Menschenkenntnis, beobachtete scharf und gut, das einmal Gehörte und Gesehene in seltenem Gedächtnis bewahrend. Mit Leichtigkeit und grosser Gewandtheit be-

Meine Schwester Martha berichtete mir immer wieder alles Mögliche, von sich selber aber nur ganz selten etwas. Vor einiger Zeit musste sie ein Auge (graues Star) operieren lassen. Dann wurde die Gallenblase mit Gallensteinen entfernt, worauf die beiden Bruchoperationen folgten. Ihre Tochter Brigitte, genannt „Bix“ oder „Bixli“, erzählte mir gestern, 28.4.93, Martha habe sich eine Hand operieren lassen, weil sie die Finger nicht mehr bewegen konnte! Mit der eingeschienten und eingebundenen Hand fuhr sie nach Zürich. Beim Verlassen des Zugs in Zürich-Stadelhofen blieb sie irgendwie hängen und stürzte aus dem Bahnwagen heraus. Unbeteiligte Reisende kümmerten sich um sie, doch sie liess sich nicht zu einem fremden Arzt bringen. Man geht Brigitte zu ihr, um nachzuschauen.

Schwiegertochter Mirjam, Thun, bezw. Steffisburg, berichtete soeben auch zwei Krankheitsgeschichten. Sie selbst verspürte plötzlich Schmerzen in einem Knie, ganz ohne bekannten Grund. Als das Knie geschwollen wurde, vermutete sie eine

Thrombose. Der Hausarzt und die Spitalärzte waren zuerst gleicher Meinung. Es wurde dann aber zur genaueren Abklärung ein Kontrastmittel gespritzt, und man stellte fest, dass keine Thrombose vorlag. Es muss sich um einen "Erguss" in der Gelenkkapsel oder im Schleimbeutel handeln.

Auch Mirjams "zweite Geschichte" ist eher eine "Unfall"- und "nicht eine Krankheits"-geschichte. Ihre drei Buben, Joachim (16), Adrian (14) und Joel (12) unternahmen letzthin allein eine Tages-Skitour, bzw. Snowboard-Tour mit Tageskarten, die bis zur letzten Minute ausgenützt werden mussten. (Laacherengebiet). Schon am Vormittag tutschte Joel unkontrolliert einen steilen Hang hinunter und verdrehte sich dabei ein Knie. Allein blieb er bei einer Skiliftstation sitzen, seine Brüder nützten das prächtige Wetter zu vielen rassigen Abfahrten, auch am Nachmittag. Um halb drei Uhr nachmittags telephonierte Joel heim und berichtete von seinem Pech.

Da die drei Jungen erst sehr spät abends heimkamen - die Tageskarten mussten doch ausgenützt werden -

konnte der Arzt erst am folgenden Morgen aufgesucht werden. Der Zustand des verletzten Knies hatte sich über Nacht so sehr verschlechtert, dass der "Armste zum Arzt getragen werden musste. Das verletzte Gelenk war dick geschwollen und blau unterlaufen. Es war sehr bald die Rede von "Kreuzbandriss" und "Jungenbandriss", von "Einschiennen und "Operieren. Am Familien-Tag werden wir wohl Näheres erfahren. Jedenfalls, eins ist sicher, Joel fällt die Ruhigstellung sehr schwer! Für ihn gilt, was Bundesrat Telamuta sagte: "Herr, gib mir Geduld, aber sofort!"

Da die Schweiz keine ethnische sondern eine Willensnation ist, müssen wir Schweizer uns beständig um den nationalen Zusammenhalt bemühen. Nicht nur verschiedene Religionen und Konfessionen treffen bei uns zusammen, nein, auch vier verschiedene Sprachen. Welsche müssen deutsch verstehen lernen, Deutschschweizer müssen sich überwinden, mit den Welschen wenigstens Schriftdeutsch zu sprechen und nicht immer wieder in die Mundart zu fallen. Noch besser wäre es, mit den Welschen französisch zu reden.

Kopieren und Vervielfältigen. Als ich im Herbst 1934 in Diktikon zu unterrichten begann, da war mir die Wandtafel noch ein wichtiges Hilfsmittel. Eine Zeitlang unterrichtete ich auch Geographie und zeichnete, um den Schülerinnen und Schülern das zu vermittelnde Wissen langsam aber sicher einzuprägen, z. B. den Umriss Frankreichs an die Tafel. Die ganze Klasse zeichnete mit und jeder schrieb im gleichen Tempo wie ich an der Tafel, die an Frankreich angrenzenden Staaten und Meere in sein Geographieheft. Diktatartig folgten Frankreichs Flüsse und Städte, schön blau und rot, und nach und nach viel weiteres Wissen.

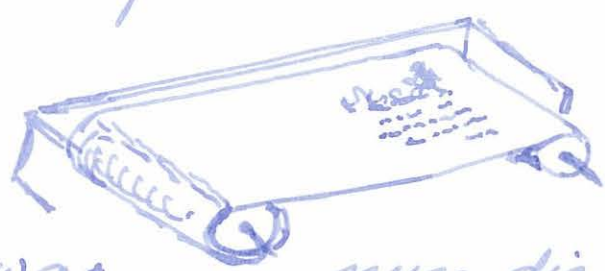
Um "schönere" Schülerhefte vorweisen zu können, kam "Kollege Reinhold Frei auf den "glänzenden" Gedanken, aus Halbkarton Schablonen zu basteln. Zuerst wurde die für den Umriss Frankreichs von Bank zu Bank weitergegeben, mit einer Hand auf dem Geographieheft festgehalten und flugs umfahren mit dem Bleistift in der andern Hand. Die Denkarbeit für die Abschätzung der Proportionen war durch rein mechanisches Tun ersetzt! Hernach folgte die zweite Schablone gleicher Größe mit Löchern für die wichtigen Städte, die dritte für die Flüsse, die vierte für die Gebirgszüge, die fünfte für die Kohlegebiete u. s. f., und jede neue Schablone

wurde genau auf das entstehende „Kunstwerk“ gelegt. Im Handumdrehen war alles an der richtigen Stelle eingezeichnet! Zwecks Zeitgewinn waren mehrere Frankreichschablonen gleichzeitig in der Schulklasse im Umlauf, alle arbeiteten mehr oder weniger mechanisch, aber jeder befasste sich mit einem anderen Thema.

Schon in den dreissiger Jahren kam ein für die Lehrer sehr praktisches Kopiergerät auf den Markt, mit dem es möglich war, von einer Zeichnung oder von einem Text 30 bis 40 brauchbare Abzüge herzustellen, also gerade genügend für eine Schulklasse. Ein etwa sieben Zentimeter hohes, 35 Zentimeter langes und 25 Zentimeter breites Kistchen war gefüllt mit einer hellgrauen, lehmartigen Masse. Das zu kopierende Original wurde mit speziellen Kopier- oder Stempeltinten in verschiedenen Farben auf ein gutes Zeichenpapier gezeichnet und dann sorgfältig auf die glattgestrichene Lehmfläche gelegt und ein Weilchen angedrückt. Das feuchte Lehmmaterial saugte die Zeichnung auf. Nahm man nun das Papier weg, dann sah man auf der Lehmfläche das Spiegelbild oder „Negativ“ der Zeichnung, von dem man nun durch kurzes Auflegen und Au-

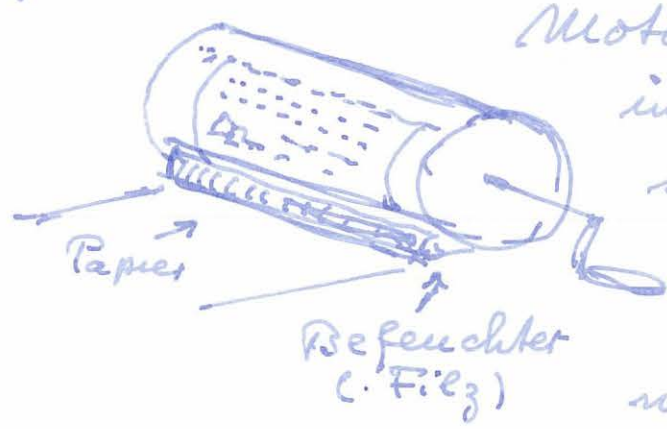
drücken weisser Papierbogen Kopie um Kopie abziehen konnte. Leider wurde der Abdruck von Mal zu Mal schwächer. Nach Beendigung der Arbeit wurde die oberste Lehm-schicht etwas abgeschabt, die Oberfläche wieder glatt gestrichen.

Schon nach wenigen Jahren kam eine neue Erfindung auf den Markt. Im Prinzip wurde zwar in den Schulzimmern genau gleich umgedruckt, nur war



nun die Lehm-masse durch ein leicht klebriges mehrere Millimeter dickes gelbes Band ersetzt, das von einer Seite auf die andere und wieder zurück gerollt werden konnte.

Die nächste Errungenschaft war der Sprit-Undrucker mit Handkurbel, später mit Motor. Und dann tauchten die



immer besser werdenden grossen Maschinen auf, die mit „Tonet“ und „Klitze“ arbeiten, vergrössern, verkleinern und selbst das Papier-

format auswählen können!

Frauen des

Jahrhunderts

Brückenbauer, 12. 5. 1993

Lang und beschwerlich war in der Schweiz der Weg zur politischen Gleichberechtigung der Frauen. Als am Abend des 2. Februar 1971 das Resultat der Abstimmung über die Gleichberechtigung der Frauen bekannt wurde – mehr als 620 000 Ja gegen knapp 324 000 Nein –, ging ein erleichtertes Aufatmen durch das Land. Dieser historische Akt politischer Vernunft und menschlichen Anstandes war nicht in erster Linie der Einsicht der Männer zu verdanken, sondern dem mutigen Einsatz der Frauenrechtlerinnen. Vor allem dem eindrücklichen Leistungsausweis vieler Frauen im Dienste des ganzen Volkes.

Bauernkind aus Oberstrass

Dort, wo «Not am Mann» war, legten diese Frauen, bekannte und unbekannt, Hand an. Mit ihrem praktischen Sinn für Notwendiges, erkannten sie drängende Probleme und machten sich an die Arbeit, sie zu lösen.

Am 27. Dezember 1845 in der damals noch selbständigen Gemeinde Oberstrass, vor den Toren Zürichs, als Kind des Ehepaars Rinderknecht geboren, verbrachte Susanna ihre Jugend auf dem elterlichen Bauernbetrieb. 1879 heiratete sie den 23 Jahre älteren Mathematikprofessor Johannes Orelli. Als er 1885 starb, lebte die Witwe mit ihrer Schwester Caroline im gemeinsamen Haushalt.

Die schwere Erkrankung Caroli-

Die im
Jahre 1845
geborene
Susanna
Orelli
engagierte
sich in der
Trinker-
fürsorge.



nes an Gehirntyphus, von der sie in der psychiatrischen Klinik Burghölzli geheilt wurde, leitete die Freundschaft Susannas mit Augste Forel und seiner Frau ein.

Kampf dem Alkoholismus

Sie schloss sich Forels Kampf gegen den Alkoholismus an. Die Schweizerinnen und Schweizer kon-

sumierten 1890 pro Kopf der Bevölkerung durchschnittlich 55 Liter Schnaps, 55 Liter Wein und 37,5 Liter Bier.

Susanna Orelli kannte aus eigener Erfahrung die Folgen solch übermässigen Alkoholkonsums. Ein Trinker hatte die Scheune ihres Vaters in Brand gesteckt, und ein Halbbruder war im Rausch tödlich verunglückt.

In der Trinkerfürsorge erkannte

Die junge Witwe ihre Lebensaufgabe nicht in moralisierenden Appellen, sondern in der Schaffung alkoholfreier Gaststätten, wo der Verführer Alkohol keinen Platz mehr hatte.

Nicht auf das Wort *gegen*, sondern auf das Wort *für* sollte das Gewicht gelegt werden. «Verein für Mässigkeit und Volkwohl» hiess die Organisation, die unter massgeblicher Mitwirkung Susanna Orellis 1894 ins Leben gerufen wurde.

Klassen überbrücken

Im Jahre 1910 fand die Gründung des «Zürcher Frauenvereins für alkoholfreie Wirtschaften» statt. Präsidentin wurde Nanny Huber-Werdmüller (1844–1911), die Mutter von Max Huber, dem grossen Rechtslehrer. Susanna Orelli jedoch war die Seele dieses sozialen Unternehmens.

Schon 1898 war das Restaurant Karl der Grosse in der Zürcher Altstadt in eine alkoholfreie Gaststätte umgewandelt und die 250 Plätze rasch besetzt worden. Ein Wagnis, von dem selbst Auguste Forel abgeraten hatte, ging Susanna Orelli mit der Eröffnung des «Alkoholfreien Volks- und Kurhauses Zürichberg» ein, für das sie eine Anleihe von 330 000 Franken aufnehmen musste. Trotz ablehnender Haltung der vornehmen Zürichberger gelang auch diese Pioniertat.

Die «Geschäftsphilosophie» Susanna Orellis lautete: Auch ein gemeinnütziges Unternehmen muss auf geschäftlich gesunder Grundlage aufgebaut sein: «Gesunder geschäftlicher Betrieb mit gemeinnützigem Zweck.» Heimstätten sollten die alkoholfreien Gaststätten sein, keine

Armenstuben. Zeitungen, Bücher, Spiele standen zur Verfügung. Für anspruchsvollere Gäste wurden Tischtücher ausgebreitet.

Ausser gesunder, schmackhafter Speisen im Angebot verfolgte Susanna Orelli noch ein anderes weiter gestecktes Ziel: die Begegnung von Menschen verschiedenster Herkunft sollte unnötige Spannungen zwischen den sozialen Klassen überbrücken und abbauen helfen. Die Stel-

lung der Frau, gerade auch im Gastgewerbe, sollte gehoben werden. Aus der «Kellnerin» wurde die «Serviertochter».

Soziale Pionierleistungen

Man mag heute darüber lächeln, damals hatten auch solche Dinge ihre soziale Bedeutung. 1900 wurden in den alkoholfreien Gaststätten Zürichs das Trinkgeld abgeschafft, die oft zwölf und mehr Stunden dauernde Arbeitszeit auf neun bis zehn Stunden verkürzt, für die Angestellten eine Kranken- und Altersfürsorge eingerichtet und 1908 eine Weiterbildungsschule für Vorsteherinnen der Gaststätten gegründet.

Wichtige Erfolge waren die Eröff-

nung des Hotels Zum blauen Seidenhof (1902) und des Zürcher Volkshauses (1910). Es waren Pionierleistungen, die Susanna Orelli vollbrachte.

«Man pflegt zu sagen, die Frau sei nur für das Alltägliche geschaffen, das Nichtige, Unbedeutende vermöge ihr Leben ganz auszufüllen. Wir glauben das Gegenteil. Es ist nichts Kleinliches in der Frauennatur, wo sie noch gesund ist. Man gebe der Frau nur grosse Aufgaben und grosse Ziele», sagte die Zürcherin.

Susanna Orelli hatte eine grosse Aufgabe ihrer Zeit erkannt, angepackt und bis heute wirksame Lösungen gefunden. Sie starb am 12. Januar 1939 im hohen Alter von 93 Jahren.

Alfred A. Häslar



Susanna Orellis Kampf galt Arbeiterwirtschaften – wie dem Restaurant Grütli in Chur aus dem Jahre 1913. Sie war Gründerin zahlreicher alkoholfreier Wirtschaften.

Bilder Gretler's Panoptikum Zürich

Vor etwa zwei Jahren sickerte durch, mein Götlibub, Hans Wyler, habe die Meisterprüfung als Sanitärinstallateur bestanden. Am Familientag 1991 zeigte uns Hans seine in einem Autobus eingerichtete Reparaturwerkstatt. Er hatte also bereits sein eigenes "Geschäft" verwirklicht, die Scheune umgebaut und als Arbeits- und Lagerplatz eingerichtet. Amo, das ist offenbar sein Schwiegervater, Herr Alemann, macht ihm die Buchhaltung. Trotzdem besucht Hans neuerdings einen Computer-Kurs.

Am Familientag vom 9.5.1993 vernahmen wir von Luise Frey-Wyler, Hans habe sich in Frauenfeld ein Haus gebaut, und zwar, wie auch Matlis Wyler, ganz in der Nähe der Neuhäuserstrasse!

Hans Wyler, geboren am 24. Mai 1960, wurde am 28. August 1960 getauft: Patin: Louise Frey-Wyler, die Schwester seines Vaters. Taufpate: Karl Klenk, der Schwager seiner Mutter. Nach dem Besuch der Realschule war er im Landdienst und in der landwirtschaftlichen Ausbildung bei Familie Götsch in Sulgen und bei Familie Rickenmann in Dingenhard, Tg.; das

war 1976 und 1977. In der Lehre als Heizungs-
monteur war Hans Wylet 1981. Mit seinem Auto
unternahm er 1982 eine Reise nach Skandinavien.
Obwohl er mir äusserst selten einen kurzen
Brief oder einen Postkartengruss schickte, bekam
ich damals eine Postkarte aus Helsinki. Mit
einer Schifffahrt auf dem Rhein wurde die Hochzeit
mit Maya Alemann (von Mühlheim) gefeiert. Die
beiden frisch verheirateten jungen Leute un-
ternahmen 1987 eine Reise nach Amerika. Schon
recht bald stellten sich Kinder ein: Am 31. 12. 1987
Monika und am 11. 8. 89 Silvia.

Matlies Wylet, die Schwester von Hans, kam
am 4. 8. 1961 zur Welt. Sie besuchte die Haushaltungs-
schule in Arenenberg und wirkte 1977 bei Familie
Bill in Bischofszell, später bei Familie H. Schnee-
berger in Ersigen und Kirchberg (BE). Später wohnte
Matlies in einer eigenen Wohnung in Langenthal
(Waldhofstr. 54, dann St. Urbanstr. 47.) und ar-
beitete offenbar in einer Haushaltungsschule.
Von ihr wurden mir vor allem ihre Ferierei-
sen bekannt: Griechenland, Italien, Karibik
(Guadelupe) 1982, Marokko: 1988, Kenia: 1990, Ka-
ribik neuerdings^x 1993. Wegen dieser Abwesen-
heit musste Matlies am Jubiläumsfamilien-
tag (50 Jahre Karl Kleuk und 50 Jahre Familien-
tag) fehlen.

—
x San Domingo.

Loeben, 23.5.1993, telephonierte mit Merias Schwester, Trudi Wyler, Frauenfeld, meine Schwägerin. Sie erzählte ganz begeistert von ihrer Reise in die Ukraine, die sie mit einer grossen Reisegesellschaft unternahm. Dies war ja der Grund für ihr Fernbleiben am Jubiläumsfamilien-Tag (9.5.1993) in Steffisburg. Mit der gleichen Reiseorganisation der „Thurgauer Zeitung“ war Trudi in früheren Jahren in Prag und in Lissabon! Und einmal besuchte die Reiselustige ohne Reisegesellschaft ihre Verwandten in Amerika. In der Ukraine handelte es sich vor allem um eine Flussfahrt im Salon dampfer von Kijew aus auf dem Dnjepr. Durch Staudämmen entstehen kilometerlange und -breite Stauseen, und die Fahrt durch die Schleusen ist besonders beeindruckend.

Lange Zeit verfasste ich keine „Tagebucheintragungen“ mehr, denn ich hatte vielerlei anderes zu schreiben, so z.B. den Entwurf für ein Neujahrsblatt von Dietikon. Diese Arbeit wäre zwar gar nicht so dringend gewesen. Mitte Mai, an der G.V. des Verkehrsvereins, stellte sich nämlich heraus, dass die Gemeindeangestellten zuerst noch ein Neujahrsblatt über die Gestaltung des Dietikoner Bahnhofplatzes herausbringen wollen, so dass mein

Aufsatz über Parrot Tannets Ortschronik noch einmal um ein Jahr zurückgestellt werden muss.

An einer Vorstands-Sitzung des Gemeindestubenvereins erfuhr ich, dass dieser Verein jetzt, 1993, sein sechzig Jahre dauerndes Bestehen feiern kann, und dass die nun 96 Jahre alte Frau Mettler und ich die einzigen Mitglieder sind, die von Anfang an im Gemeindestubenverein mitwirkten. Daher musste ich einen Jubiläumsbericht „60 Jahre Gemeindestubenverein Dietikon“ verfassen. Das verursachte viele Recherchen im Ortsmuseum. Der Bericht wurde natürlich viel zu umfangreich - elf Schreibmaschinen-seiten! Herr Hegglin in der Redaktion des „Limmattaler Tagblatts“ sagte, als ich ihm die benötigten Bilder brachte, er müsse die Arbeit leider „straffen“! Und er „strafft“ nun bereits einen Monat lang!!! „Ich bin gespannt, wann und wie der Artikel erscheinen wird. An der G.V. wünschten die Mitglieder die Zusendung des vollen Wortlauts, was mich sehr freute. Diese Zusendung wird die Vereinspräsidentin, Frau Günther-Marques, besorgen, sobald wir die Bilder von der Redaktion des „Limmattalers“ zurück erhalten haben.“

Bea Sprecher (Primarlehrerin in Glattfelden, Reiseleiterin in Calabrien und Sizilien, später Primarlehrerin in Küsnacht-Zürich, jetzt pensioniert) hatte mit am Telefon den Weg zu ihr an den Erlweg 2 in Küsnacht genau erklärt, so dass ich ihn am 31.1.93 leicht finden konnte. Sie wollte mit in ihrer prächtigen Wohnung in aller Ruhe ihre Farbphotos von Calabrien, Sizilien und von den aeolischen Inseln zeigen.

Ausschliessend an diesen Besuch fuhr ich durch grossen Stau vor Zürich-Bellvue und in der Stadt - es war ein sonniger Sonntagabend, und die Leute kehrten von ihren Ausfahrten heim - zum Alters- und Pflegeheim Bachwiesen, wo ich gerade noch rechtzeitig zur Vorprobe des Orchesters eintraf. Der Orchesterverein Zürich-Albistrieden spielte von W. A. Mozart K. V. 144 und 145 von Anfang 1772 und begleitete den Albistrieder Kirchenchor bei einem Stück von Reinhard Keiser (1674 bis 1739) und bei einer Kantate von J. S. Bach (1685 bis 1750).

Audrey Hepburn und Sean Connery in „Robin (Hood) und Marian“ (Abtissin eines Klosters) - 1975.

29.1.93.

Ich war erst fünf Jahre in Dietikon, und schon wurde ich (1939) in die Berufsberatungskommission der Schulpflege delegiert. Als Nachfolger von Herrn Oberstufenlehrer Ulrich war ich 16 Jahre lang, d. h. von 1942 bis 1958, nebenamtlicher Berufsberater für Knaben in Dietikon. Die Schulpfleger Gälli, später Albrecht, amtierten als Präsidenten der Berufsberatungskommission.

Deutlich erinnere ich mich an die Sitzung der Bezirks-Jugendkommission, an welcher die Voraussetzungen und Qualitäten der Kandidaten für das einzuführende Vollaamt besprochen wurden. Die Wahl fiel schliesslich auf Herrn A. Müller, den man als „klein aber sehr fleissig“ bezeichnete. Nun konnten die nebenamtlichen und völlig überlasteten Berufsberater des Bezirkes Zürich-Land zurücktreten! Es waren dies die Herren Klöti, Zollikon, und Gerhart, Schlieren, und ich in Dietikon. Die Mädchen besuchten damals erst vereinzelt die Berufsberaterinnen der Stadt Zürich.

Von 1958 bis August 1992 befand sich die Bezirksberufsberatung in Dietikon. Infolge Eigenbedarfs der Räumlichkeiten durch den Hausbesitzer erfolgte im Herbst 1992 die Verlegung der Beratungsstelle in den Neu-

Bau "Lemania" in Urdorf, ins "Steiländeteck" der Gemeinden Dietikon - Schlieren - Urdorf, wo sich weitere regionale Institutionen wie Kantonschule und das Limmattalspital befinden.

Am 1. September 1992 konnte der Betrieb am neuen Standort aufgenommen werden. Mit der Verlegung der Berufsberatung wurde das Berufsinformationszentrum in die Beratungsstelle integriert und das Konzept dieser Dienstleistung neu gestaltet. Ein grosszügiger Vortragsraum ermöglicht Vortrags- und Kursaktivitäten auf der eigenen Stelle.

Auf Mittwoch, 24. März 1993, 17.00 Uhr, luden mich die Leute der nun neu und fertig eingerichteten Berufsberatungsstelle zu einer Besichtigung der Räumlichkeiten und zu einem "Behörden-Apéro" ein. Der Einladungsbrief ist dank neuer Computermöglichkeiten recht persönlich gestaltet. Da steht z. B.:

"Wir würden uns freuen, Sie als Pionier und ehemaliges Mitglied des Berufsberatungsausschusses bei uns begrüßen zu dürfen.

Natürlich fand ich mich pünktlich in der neuen Beratungsstelle ein und sah mich plötzlich inmitten einer ungewohnten Gesellschaft von Schulpräsidenten, Politikerinnen und Politikern, sowie allerlei andern "Grössen."

Als man sich zu den Ansprachen im Vot-
 tragsaal versammelte, da wurde ich als „Ehren-
 gast“ auf einen reservierten Platz in der vorder-
 sten Reihe gewiesen. Die verschiedenen Reden wa-
 ren aufschlussreich und witzig. Auch mit wut-
 de ein ganzes Kapitel gewidmet. Den Architekten,
 den Förderern

der Berufsbe-
 ratung und
 auch mit
 wurden
 „Kränzchen“
 „gewunden,
 und jeder
 Gelehrte be-
 kam eine
 festlich ver-
 packte Fla-
 sche Wein!
 Gerne hätte
 ich gesagt:
 „Es gibt geist-
 reichere Ge-
 schenke
 als alko-
 lische Ge-
 tränke!“

Berufsberatung
 Bezirk Dietikon
 In der Luberzen 42
 8902 Urdorf
 Telefon 01 734 09 09
 Fax 01 734 04 05

Sekretariat:
 8.30–11.30, 13.30–17.00 Uhr

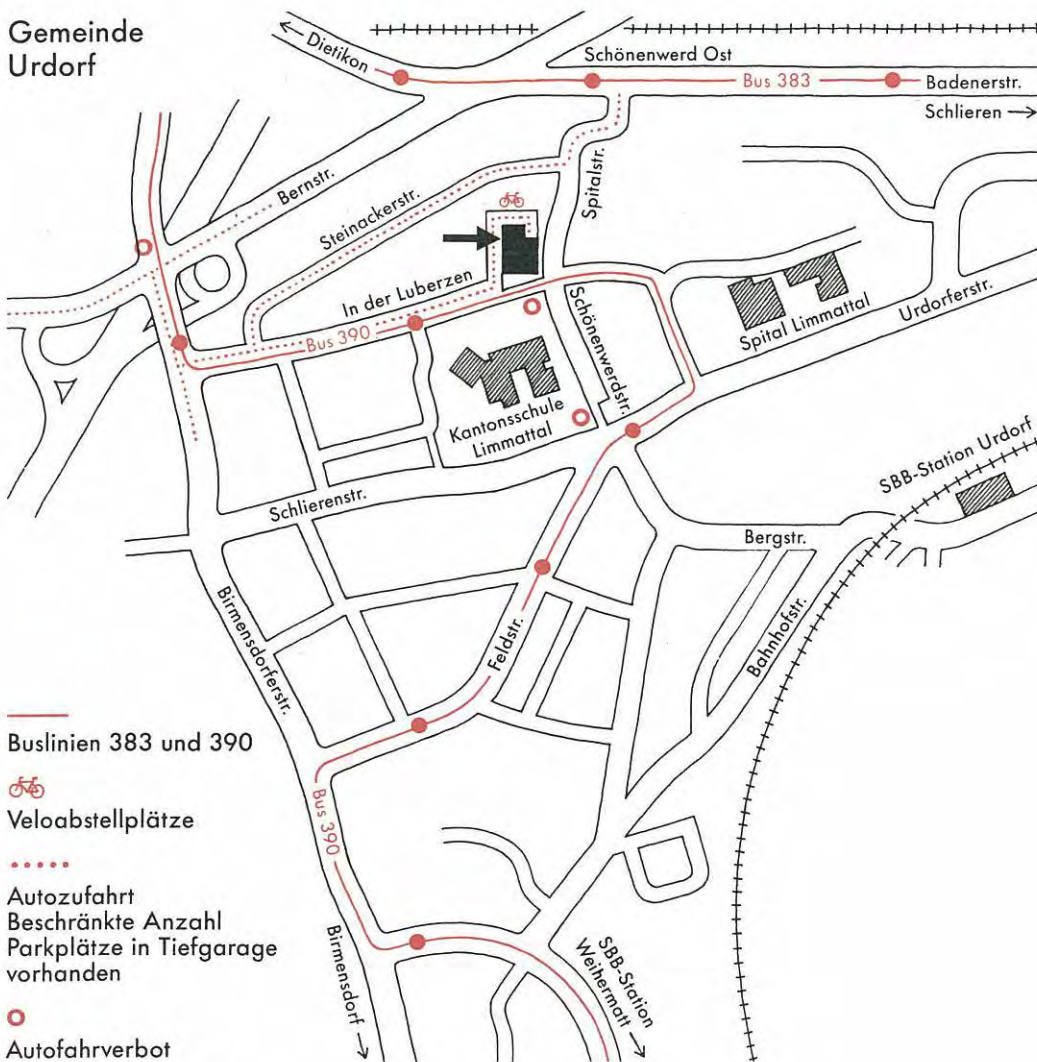


Berufsberatung



So finden Sie uns

Gemeinde
 Urdorf



Buslinien 383 und 390



Veloabstellplätze



Autozufahrt
 Beschränkte Anzahl
 Parkplätze in Tiefgarage
 vorhanden



Autofahrverbot

Nun, ich werde die Flasche bei nächster Gelegenheit Margrit und Ernst Schaufelberger in Herrliberg weiterschenken.

Die Beratungsstelle ist grosszügig und sehr praktisch eingerichtet. Sie konnte zum Glück noch vor der gegenwärtig auf allem lastenden Krisen- und Spät-Epoche verwirklicht werden. Jeder Berater und jede Beraterin hat ein eigenes, schalldicht abgeschlossenes Büro, und jedem ist die interne Dokumentation leicht zugänglich. In einem offenen, grossen Raum, übersichtlich auf beschrifteten Gestellen angeordnet ist die berufskundliche Literatur, nach Berufsgruppen geordnet, für die Ratsuchenden frei zugänglich ausgelegt. Der Vortragsraum kann leicht verdunkelt werden und ist mit allen modernen Demonstrations-Apparaten versehen.

26. 3. 93 Probe in Zürich-Gellikon mit R. Fehlmann; nachmittags Vortrag von Wolfgang Rothfahl über Ostersymbole. Lamm und Ziegenbock, schon bei den Juden ein Symbol, Hungertuch, "Abwesenheit" der Glocken, Fasten, Suppentage, symbolische Speisen.

Ich war erst fünf Jahre in Dietikon, und schon wurde ich (1939) in die Berufsberatungscommission der Schulpflege delegiert. Als Nachfolger von Herrn Oberstufenlehrer Ulrich war ich 16 Jahre lang, d. h. von 1942 bis 1958, nebenamtlicher Berufsberater für Knaben in Dietikon. Die Schulpfleger Gälli, später Albrecht, amtierten als Präsidenten der Berufsberatungscommission.

Deutlich erinnere ich mich an die Sitzung der Bezirks-Jugendkommission, an welcher die Voraussetzungen und Qualitäten der Kandidaten für das einzuführende Vollaamt besprochen wurden. Die Wahl fiel schliesslich auf Herrn A. Müller, den man als „klein aber sehr fleissig“ bezeichnete. Nun konnten die nebenamtlichen und völlig überlasteten Berufsberater des Bezirks Zürich-Land zurücktreten! Es waren dies die Herren Klöti, Zollikon, und Gerhart, Schlieren, und ich in Dietikon. Die Mädchen besuchten damals erst vereinzelt die Berufsberaterinnen der Stadt Zürich.

Von 1958 bis August 1992 befand sich die Bezirksberufsberatung in Dietikon. Infolge Eigenbedarfs der Räumlichkeiten durch den Hausbesitzer erfolgte im Herbst 1992 die Verlegung der Beratungsstelle in den Neu-

Bau „Lemania“ in Urdorf, ins „Steiländeteck“ der Gemeinden Dietikon - Schlieren - Urdorf, wo sich weitere regionale Institutionen wie Kantons-
schule und das Limmattalsspital befinden.

Am 1. September 1992 konnte der Betrieb am neuen Standort aufgenommen werden. Mit der Verlegung der Berufsberatung wurde das Berufs-
informationszentrum in die Beratungsstelle integriert und das Konzept dieser Dienstleistung
neu gestaltet. Ein grosszügiger Vortragsraum ermöglicht Vortrags- und Kursaktivitäten
auf der eigenen Stelle.

Auf Mittwoch, 24. März 1993, 17.00 Uhr, luden mich die Leute der nun neu und fertig ein-
gerichteten Berufsberatungsstelle zu einer Be-
sichtigung der Räumlichkeiten und zu ei-
nem „Behörden - Apéro“ ein. Der Einladungs-
brief ist dank neuer Computermöglichkeiten
recht persönlich gestaltet. Da steht z. B. :
„Wir würden uns freuen, Sie als Pionier und
ehemaliges Mitglied des Berufsberatungs-
ausschusses bei uns begrüßen zu dürfen.“

Natürlich fand ich mich pünktlich
in der neuen Beratungsstelle ein und
sah mich plötzlich inmitten einer unge-
wohnten Gesellschaft von Schulpräsidenten,
Politikerinnen und Politikern, sowie
allerlei andern „Grössen.“

Als man sich zu den Ansprachen im Dot-
 Tragsaal versammelte, da wurde ich als „Ehren-
 gast“ auf einen reservierten Platz in der vordet-
 sten Reihe gewiesen. Die verschiedenen Reden wa-
 ren aufschlussreich und witzig. Auch mit wut-
 de ein ganzes Kapitel gewidmet. Den Architekten,
 den Förderern

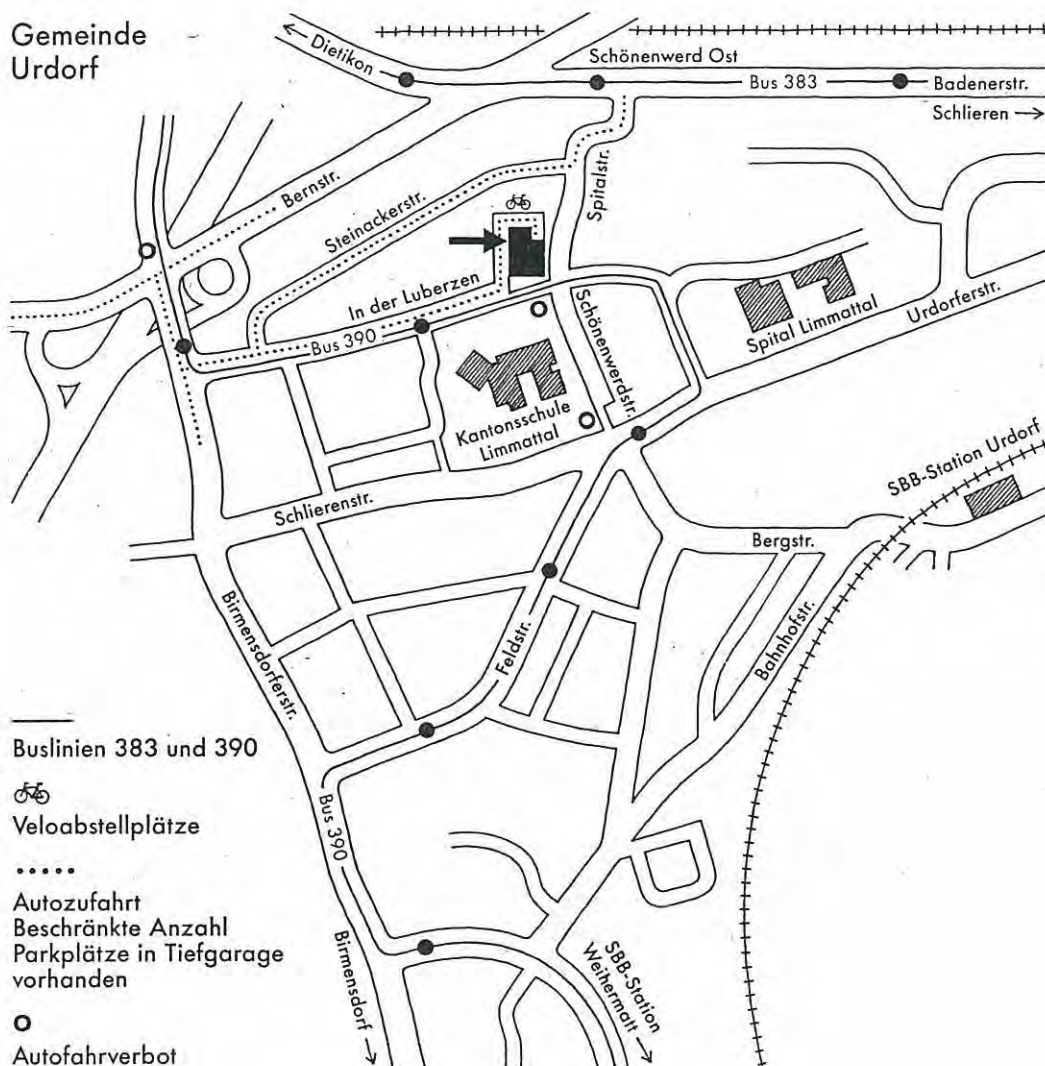
Berufsberatung
 Bezirk Dietikon
 In der Luberzen 42
 8902 Urdorf
 Telefon 01 734 09 09
 Fax 01 734 04 05

Sekretariat:
 8.30–11.30, 13.30–17.00 Uhr



So finden Sie uns

Gemeinde
 Urdorf



den Förderern
 der Berufsbe-
 ratung und
 auch mit
 wurden
 „Kränzchen“
 „gewunden,
 und jeder
 Gelehrte be-
 kam eine
 festlich ver-
 packte Fla-
 sche Wein!
 Gerne hätte
 ich gesagt:
 „Es gibt geist-
 reichere Ge-
 schenke
 als alko-
 lische Ge-
 tränke!“

Nun, ich werde die Flasche bei nächster Gelegenheit Margrit und Ernst Schaufelberger in Herrliberg weiterschenken.

Die Beratungsstelle ist grosszügig und sehr praktisch eingerichtet. Sie konnte zum Glück noch vor der gegenwärtig auf allem lastenden Krisen- und Spät-Epoche verwirklicht werden. Jeder Berater und jede Beraterin hat ein eigenes, schalldicht abgeschlossenes Büro, und jedem ist die interne Dokumentation leicht zugänglich. In einem offenen, grossen Raum, übersichtlich auf beschrifteten Gestellen angeordnet ist die berufskundliche Literatur, nach Berufsgruppen geordnet, für die Ratsuchenden frei zugänglich ausgelegt. Der Vortragsraum kann leicht verdunkelt werden und ist mit allen modernen Demonstrations-Apparaten versehen.
